

3. Erweiterungen aus der Praxissoziologie

Im Folgenden geht es nun um die Entwicklung eines kohärenten Forschungszugangs für die Untersuchung von territorialen Grenzen als Praxis. Dazu wird die oben herausgearbeitete Praxisorientierung in der Grenzforschung aufgegriffen und offen gebliebene Fragen nach der Bedeutung des Praxisbegriffs, seinen theoretischen und methodologischen Besonderheiten adressiert. Antworten auf diese Fragen finden sich in sozialtheoretischen Ansätzen und Ideen, die sich mit sozialen Praktiken beschäftigen.¹⁰ Insbesondere soziologische Praxistheorien liefern in begrifflicher, theoretischer wie auch methodologischer Hinsicht umfassende Vorschläge, wie eine Beschreibung sozialer Phänomene als Praxis aussehen und gelingen kann. Ihre zentralen Annahmen und Konzepte werden nachfolgend behandelt, um die bereits oben diskutierten Ideen aus der praxisorientierten Grenzforschung zu erweitern.

Das vorliegende Kapitel 3 ist in fünf Unterpunkte gegliedert. Dabei steht jeweils eine Frage an das Feld praxistheoretischer Ansätze im Zentrum, die sich im Anschluss an die Praxisorientierung in der Grenzforschung ergibt. Das ist erstens die doppelte Frage, was unter „Praxistheorien“ hier überhaupt verstanden werden kann und welcher Begriff der Praxis ihnen zugrunde liegt (Kapitel 3.1). Zweitens ist die Frage von Interesse, wie Praxistheorien helfen können, ein Verständnis der Praxis als Prozess oder Dynamik auszuformulieren (Kapitel 3.2). Die dritte Frage greift die beschriebene Multidimensionalität von Praktiken der Grenze auf und widmet sich ihrer theoretischen Fundierung (Kapitel 3.3). Viertens wird die besondere Beziehung von Theorie und Empirie, auf die einige Verwendungsweisen des Praxisbegriffs in der Grenzforschung hinweisen, in den Blick genommen (Kapitel 3.4). Dieser Unterpunkt mündet in einer letzten Frage nach den besonderen Methoden oder forschungspraktischen Besonderheiten praxissoziologischer Ansätze, die als eine Lücke im praxisorientierten Diskurs innerhalb der Grenzforschung

10 Hier, wie auch im Feld der Diskussionen um die Praxistheorien, wird nicht systematisch unterschieden zwischen „Praxistheorien“, „Theorien sozialer Praktiken“, „soziologische Praxistheorien“, „Soziologie der Praktiken“, „Praxeologie“ oder „praxistheoretisch“ und „praxeologisch“. Dies gilt auch für die Begriffe „Praktiken“ und „Praxis“ (vgl. Schäfer 2013, 13; Kalthoff 2016, 241).

oben herausgestellt wurde (Kapitel 3.5). Bei der Beantwortung dieser Fragen geht es nicht darum, eine abgeschlossene Übersicht des gesamten Feldes der Theorien sozialer Praktiken auszuarbeiten.¹¹ Es soll vielmehr mithilfe eines selektiven Zugriffs auf das Theoriefeld weiter der Frage nachgegangen werden, wie eine Perspektivierung von Grenzen als Praxis möglich ist und innerhalb welches Forschungsdesigns sie sinnvoll bearbeitet werden kann.

3.1 Theorien sozialer Praktiken

Im sozialwissenschaftlichen Diskurs wird seit etwa der letzten Jahrtausendwende zunehmend von „practice theory“ (Schatzki 2001) oder „Theorien sozialer Praktiken“ (Reckwitz 2003) gesprochen.¹² Der Cultural Turn als Verschiebung sozialwissenschaftlicher Fragestellungen und Perspektiven spielt auch beim Aufkommen des praxistheoretischen Diskurses eine besondere Rolle. Hörning/Reuter (2004, 10) situieren die Hinwendung zur Praxis beispielsweise im Kontext einer „Neuausrichtung der Kulturosoziologie“ und auch für Reckwitz (2016a, 11, H.i.O.) ist die Praxistheorie eine „*materialistische Kulturtheorie* bzw. ein *kulturtheoretischer Materialismus*“. Der praxistheoretische Diskurs kann in diesem Sinne als eine Fortführung oder Ausformung der kulturellen Wende in den Sozialwissenschaften beschrieben werden:

„Dass die Praxistheorie einen Fall von ‚Kulturtheorie‘ darstellt, soll dabei generell bedeuten, dass in ihrem Verständnis die soziale Welt ihre Gleichförmigkeit über sinnhafte Wissensordnungen, über kollektive Formen des Verstehens und Bedeutens, durch im weitesten Sinne symbolische Ordnungen erhält.“ (Reckwitz 2003, 287)

Diese Hinweise verdeutlichen, dass mit den Praxistheorien zentrale Elemente eines kulturorientierten Befragens der sozialen Welt aufgenommen werden

11 Einführungen und Überblicke zum Thema gibt es bei Reckwitz (2003), Nicolini (2012), Schmidt (2012), Hillebrandt (2014) oder in Form von Sammelbänden bei Schatzki et al. (2001), Schäfer (2016c), Spaargaren et al. (2016a) und Hui et al. (2017a).

12 Einige Verwendungen der Begrifflichkeit lassen sich schon vor der Jahrtausendwende finden: Als „*théorie de la pratique*“ (Bourdieu [1972] 2000), „practice approach“ und „practice-oriented work“ (Ortner 1984, 146) oder „Social Theory of Practices“ (Turner 1994). Auffällig ist, dass sich die jüngeren praxistheoretischen Diskurse bislang überwiegend im deutsch- und englischsprachigen Raum abspielen. Dubuisson-Quellier/Plessz (vgl. 2013, 451) stellen mit Blick auf Frankreich fest, dass ein vergleichbarer Diskurs dort fehlt, obwohl sich die praxistheoretische Bewegung maßgeblich auf einige Arbeiten französischer Sozialtheorie stützt.

(z.B. die oben beschriebene Orientierung an sinnstiftenden Handlungen). Welchen Blick praxistheoretische Entwürfe jedoch genau auf das Soziale entwickeln und mit welchen Perspektiven sie einhergehen, bleibt hier im Folgenden genauer zu untersuchen.

Wird der praxistheoretische Diskurs nun etwa zwei Jahrzehnte nach seinen Anfängen in den Blick genommen, so fällt auf, dass es sich dabei um ein heterogenes Feld handelt, in dem Praxistheorien der Tendenz nach im Plural gedacht werden und nicht als eine einheitliche theoretische Position. Trotz dieser Heterogenität haben sich in den letzten Jahren bestimmte Selbstverständnisse etabliert. Zu diesen Selbstverständnissen gehört zunächst die angesprochene Heterogenität selbst. Wo immer über Theorien sozialer Praktiken gesprochen wird, finden sich häufig Aufzählungen verschiedener Ideen, Kategorien, Einflüsse, Vorbilder oder Forschungsbereiche, die als wegweisend oder zugehörig zum Feld betrachtet werden. Dies gilt zum Beispiel in Bezug auf die Vorläufer praxistheoretischen Denkens. Genannt werden hier etwa Karl Marx ([1932] 1968, 339, H.i.O.), der bereits über Praxis als eine „*sinnlich-menschliche Tätigkeit*“ nachdachte (vgl. Hillebrandt 2009, 21; Nicolini 2012, 104) oder Émile Durkheim ([1912] 2007, 76, H.i.O.), der beispielsweise in seiner Definition der Religion von „*Überzeugungen und Praktiken*“ sprach (vgl. Pettenkofer 2017, 129). Häufiger genannt werden daneben auch Ludwig Wittgenstein, dessen Regelverständnis aufgenommen und diskutiert wird, sowie Martin Heideggers Phänomenologie (vgl. Turner 1994, 1; Schatzki 2001, 16f; Schatzki 2008; Nicolini 2012, 15; Shove et al. 2012, 4; Schäfer 2016a, 10).

Diesen theoriegeschichtlichen Ursprüngen des Praxisdenkens wird im aktuellen Diskurs eine weitere Sammlung von Arbeiten als zentrale Referenzen aus Soziologie, Ethnomethodologie, Philosophie, den Science Studies, Cultural Studies oder Gender Studies zur Seite gestellt (vgl. Reckwitz 2003; Hillebrandt 2014). Es handelt sich dabei um eine offene Zusammenstellung von Ansätzen, die heute im eigentlichen Sinne als Praxistheorien bezeichnet und behandelt werden. Dazu gehören etwa Arbeiten von Pierre Bourdieu, Michel Foucault, Anthony Giddens, Harold Garfinkel, Erving Goffman, Bruno Latour, Judith Butler oder Theodore R. Schatzki. Daneben lässt sich ein drittes Feld von Beiträgen abgrenzen, nämlich das Ensemble jüngerer Arbeiten der letzten 20 Jahre, mit denen der Practice Turn ausgerufen und zugänglich gemacht wurde. Dieses Ensemble wird hier als *praxistheoretischer Diskurs* adressiert und als Ausgangspunkt für den Zugriff auf die Praxistheorien genutzt. Er besteht aus einem breiten Feld von Anschlüssen, an die bis hier hin genannten Ursprünge und praxistheoretische Arbeiten, in denen diese dis-

kutiert, zusammengeführt oder zu eigenen Praxistheorien weiterentwickelt werden (vgl. z.B. Wenger [1998] 2008; Reckwitz 2003; Nicolini 2012; Schmidt 2012; Shove et al. 2012; Schäfer 2013; Hillebrandt 2014; Schatzki 2016).

Charakteristisch für den Diskurs um die Praxistheorien ist, dass er sowohl auf rein theoretischer Ebene stattfindet, und dies mitunter in kritischer Distanz (vgl. Bongaerts 2007; Schulz-Schaeffer 2010; Alkemeyer et al. 2015; Bedorf/Gerlek 2019), wie auch in einem unübersichtlichen Feld von empirischen Studien mündet. Praxistheoretisches Denken und Forschen wird in einem vielfältigen und rasch anwachsenden Korpus von Untersuchungen umgesetzt und dabei immer wieder neu formuliert und weiterentwickelt. Dazu lassen sich nicht nur die oben beschriebenen praxisorientierten Grenzstudien hinzuzählen, sondern auch andere empirischen Themen, die von (zumeist soziologisch orientierten) Fragen nach Affekten, Körpern oder Emotionen, zu Bildung, Arbeit und Geschlecht bis hin zu Technik, Raum, Umwelt, Wirtschaft und Wissenschaft reichen (vgl. Schäfer 2016a, 15). Die hier angeführten Ansätze, Einflüsse und Studien verdeutlichen, dass es *die* Praxistheorie als einen einheitlichen theoretischen Korpus nicht gibt.

Trotz der festgestellten Heterogenität gibt es in den praxistheoretischen Anschlüssen und Weiterentwicklungen jedoch durchaus die Idee, die Praxistheorien als eine eigene „sozialtheoretische Perspektive“ (Reckwitz 2003, 284) zu behandeln. Diese wird im praxistheoretischen Diskurs häufig in Abgrenzung zu anderen sozialtheoretischen Ideen formuliert. Die Praxistheorien entwickeln sich demnach in kritischer Distanz zu verschiedenen theoretischen Lagern, verstanden etwa als Funktionalismus, Strukturalismus, Systemtheorie oder (rationalistischer) Handlungstheorie (vgl. Reckwitz 2003, 283; Stäheli 2004, 155; Hirschauer 2016, 45). Praxistheoretische Zugänge dienen als Ausgangspunkt, überlieferte und als zu einseitig oder starr verstandene theoretische Ideenpaare zu überwinden und gleichzeitig konzeptionelle Lösungen sowie neue Wege anzubieten. Gemeint sind hier etwa Denkpaare wie Mikro/Makro, Subjektivismus/Objektivismus, Handlung/Struktur, Akteur/System, Sozialität/Materialität, Erfahrung/Diskurs, Körper/Geist etc. (vgl. Nicolini 2012, 2; Schatzki 2016, 31; Spaargaren et al. 2016b, 6; Brockmeyer et al. 2018, 7). Die praxistheoretische Perspektive wird vor diesem Hintergrund als ein Angebot theoretischer Alternativen verstanden und mit dem Anspruch verbunden, „einen anderen Blickwinkel auf das Soziale wie auf das menschliche Handeln zu werfen“ (Reckwitz 2016b, 163; vgl. Nicolini 2012, 8). Die dabei geleisteten Kritiken an anderen sozialtheoretischen Entwürfen werden hierbei nicht als Selbstzweck gesehen, sondern dienen vielmehr als

„Abstoßungspunkte“ (Alkemeyer et al. 2015, 10) für die eigene Argumentation und Begriffsbildung.

Beides, sowohl die Kritik anderer sozialtheoretischer Ansätze sowie die Versuche einer Überwindung dichotomer Denkfiguren, lässt sich schon in frühen Entwürfen von Praxistheorien finden. Zwei populäre Beispiele, die Arbeiten von Anthony Giddens und Pierre Bourdieu, sollen hierzu näher beleuchtet werden. Giddens Untersuchungen fallen zeitlich zusammen mit den gesellschaftlichen Transformationsprozessen ab der späten sechziger Jahre (vgl. Reckwitz 2007, 312). In dieser Zeit bemerkt Giddens eine Übergangsphase innerhalb der sozialtheoretischen Diskurse: Wo vorher eine Art „orthodox consensus“ (Giddens 1984, xvi) in der Sozialtheorie vorherrschte, schien der Diskurs nun in ein unübersichtliches Feld heterogener Ansätze und Perspektiven zu zerfallen. In diesem Kontext entwickelt Giddens seine „theory of structuration“ (ebd.), die sich an eben jenem disparaten Feld der Sozialtheorien abarbeitet: als Alternative zu den dominierenden Ideen Talcott Parsons und anknüpfend an verschiedene Arbeiten von Alfred Schütz‘ phänomenologischer Soziologie, der Ethnomethodologie und Hermeneutik (vgl. Giddens [1976] 1993). Giddens Arbeiten werden deswegen als praxistheoretisch verstanden, weil sie einen Vorschlag machen, wie eine theoretische Gegenüberstellung von Struktur und Handlung bei der Konzeptualisierung des Sozialen überwunden werden kann. Giddens entwickelt dazu einen eigenen Strukturbegriff, in dem soziale Strukturierung und soziales Handeln als aufeinander bezogen behandelt werden. Anstelle eines Dualismus‘ von Struktur und Handlung spricht Giddens (ebd., 128f, H.i.O.) von einer Dualität, um deren gleiche Ursprünglichkeit zu betonen: „By the *duality of structure* I mean that social structure is both constituted by human agency and yet is at the same time the very *medium* of this constitution.“ Der Begriff der Praxis wird dabei von Giddens gelegentlich aufgenommen und an den Handlungsbegriff angeschlossen. Dazu heißt es beispielsweise: „[W]hen speaking of regularized types of act I shall talk of human *practices*, as an ongoing series of, practical activities“ (ebd., 81). In der praxistheoretischen Rezeption Giddens werden Praktiken folglich als das vermittelnde Element „between actors and structure“ (Nicolini 2012, 45) gelesen und damit als eine Alternative zu einseitig oder dichotom argumentierenden Ansätzen gesehen.

Ein weiterer Vorstoß, sozialtheoretisch opponierte Vorstellungen zu überwinden, findet sich bei Pierre Bourdieu. Dieser versucht sich ähnlich an einer Vermittlung von Sozialtheorien, die Bourdieu entweder auf der Seite von objektiven Strukturen oder alternativ auf Seiten des Individuums, dessen Erfahrungen oder Handlungen, situiert. Der Entwurf einer „théorie de la

pratique“ von 1972 interessiert sich für den Erzeugungsmodus der Praxis, die Bourdieu als eine Dialektik von Verinnerlichung und Veräußerlichung entwirft (vgl. Bourdieu [1972] 2000, 256). Zwischen beiden steht dabei das theoretische Konstrukt des Habitus. Dieser bildet sich, so die Idee, unter Einfluss der geformten Umwelt (als soziale Strukturen) aus und reproduziert diese tendenziell in eingeübten Handlungs- oder Denkformen in der Praxis: „Der Habitus ist gleichzeitig ein System von Schemata der Produktion von Praktiken und ein System von Schemata der Wahrnehmung und Bewertung der Praktiken.“ (Bourdieu 1992, 144) Ähnlich wie Giddens (1984, 6) von einer „practical consciousness“ spricht, betont auch Bourdieu (vgl. 2000, 256f) hier den Beitrag eines impliziten Wissens und die im alltäglichen Leben häufig unbemerkten Fähigkeiten der gesellschaftlichen Mitglieder als einer der Quellen von sozialen Ordnungsstrukturen. Weil sich die Praxis bei Bourdieu weder ohne die gesellschaftlichen Zwänge noch die schöpferischen Handlungspotenziale der Einzelnen verstehen lässt, werden auch seine Arbeiten als ein wichtiger vermittelnder Beitrag für die Praxistheorien gesehen (vgl. Schmidt 2011, 90).

Die Ansätze von Bourdieu und Giddens zeigen, dass diese sich trotz des kritischen Umgangs mit vorgängigen Theoriemodellen nach wie vor in einer soziologischen Tradition des Erklärens sozialer Ordnung bewegen und hier mit einer Weiterentwicklung von Ideen neue Vorschläge liefern. Aus diesem Grund werden die Praxistheorien auch häufig als „soziologische Praxistheorien“ (Hillebrandt 2014) oder „Soziologie der Praktiken“ (Schmidt 2012) bezeichnet. Gemeinsamkeiten einer praxistheoretischen Perspektive können daran anschließend auch positiv, das heißt nicht nur in Abgrenzung zu anderen Ansätzen, formuliert werden. Als Perspektiven werden sie im praxistheoretischen Diskurs mit ähnlichen Konzeptualisierungen des Sozialen in Verbindung gebracht. So sucht Schatzki (2016, 30) beispielsweise eine Identität der verschiedenen Ansätze in einer „ontologischen Einheit der Praxistheorie“. Praxistheorien trafen sich demnach auf Ebene der entwickelten Grundannahmen und Konzepte, mit denen sich in Analysen auf Untersuchungsgegenstände zubewegt wird. Sie zeichneten sich dadurch aus, dass sie Praktiken nicht nur als „fundamental sozial verstehen“, sondern auch als „flach“ (ebd.) entwerfen: „Praxisontologien sind flach, weil sie erstens Praktiken als zentrales Element der Konstitution sozialer Phänomene begreifen und zweitens davon ausgehen, dass Praktiken sich nur auf einer Ebene erstrecken“ (ebd., 32). Eine Mikro-Makro-Unterscheidung sozialer Phänomene wird damit systematisch zurückgewiesen. Praxistheorien fächern ihre Objekte horizontal, das heißt als nebeneinanderliegend und ineinandergrei-

fend auf (vgl. Spaargaren et al. 2016b, 6). Alle sozialen Phänomene, egal welcher Art, bestehen in dieser Perspektive „aus Bündeln von Praktiken und Arrangements bzw. Aspekten oder Ausschnitten davon“ (Schatzki 2016, 34). Praktiken sind für die vorgestellten Ansätze damit der exklusive „Ort des Sozialen“ (Reckwitz 2016b, 163).

Dies führt zur Frage, was unter „Praxis“ oder „Praktiken“ überhaupt verstanden werden kann. Der Heterogenität der unterschiedlichen Ansätze entsprechend bieten die praxistheoretischen Diskurse und ihre Vorläufer auch hier keine einheitliche Antwort. Die Verwendung des Begriffs macht dabei zunächst die spezifische Lesart der jüngeren Diskurse von älteren Praxistheorien und die einheitsstiftende oder subsumierende Wirkung der Verwendung des Begriffs der Praxis deutlich. Denn überraschenderweise ist der Begriff der Praxis bei den vorlaufenden sozialtheoretischen Ansätzen sowie den älteren Versionen von Praxistheorien nur selten ein zentraler Bestandteil theoretischer Überlegungen. Wenn die jüngeren praxistheoretischen Diskurse diese vorhergehenden sozialtheoretischen Zugänge also als Praxistheorien deklarieren, dann arbeiten sie damit durchaus an einer, gelegentlich als Vorwurf formulierten, „Umetikettierung vorhandener Theoriebestände“ (Schulz-Schaeffer 2010, 335; vgl. Bongaerts 2007). Die Praxis der Praxistheorie ist ein Oberbegriff für die Sammlung verschiedener Ansätze. Bemühungen um seine Definition sind daher ein Unterfangen, das eher den jüngeren Diskursen und Entwürfen zugeschrieben werden muss.

Wendet man sich den verschiedenen Bedeutungen des Begriffs der Praxis zu, ist es sinnvoll diesen im sozialtheoretischen Vokabular zu kontextualisieren. Ähnlich wie die Praxisbegriffe in der Grenzforschung (siehe Kapitel 2.3) stehen auch die hier vorgestellten Verständnisse in einem Kontext verwandter Kategorien, wie etwa Handlung, Tun, Verhalten oder Performance. Der Begriff der Handlung wird in praxistheoretischen Diskursen besonders häufig thematisiert und mitunter für eine Distinktion von praxistheoretischen und handlungstheoretischen Ansätzen genutzt. Hirschauer (2016, 46, H.i.O.) erklärt dazu: „Die Begriffe Praxis und Praktiken sind ein Nachfolgekonzept für *Handlungen*, das die tätige und situierte Seite des Handelns und Verhaltens sowie eine vom Akteur dezentrierte Verteilung von Tätigkeiten hervorhebt“.¹³

13 Die Begriffe „Praxis“ und „Handlung“ werden in vielen Referenzwerken der Praxistheorie häufig parallel verwendet (vgl. Bourdieu 1994; Schatzki 2008, 89; Garfinkel [1967] 2016, 4). Insgesamt ist der Handlungsbegriff auch in jüngeren Praxisdiskussionen nicht überflüssig geworden. Kalthoff (2016, 234) merkt dazu im Anschluss an Schatzki an: „Es gibt also kaum Gründe, die dafür sprechen, auf den Begriff des Handelns oder der

Durch die Abwendung vom Handlungsbegriff gewähren die praxistheoretischen Zugänge der Praxis einen „ontologische[n] Vorrang“ (Schmidt 2012, 24) bei der Betrachtung sozialer Phänomene und setzen damit eigene Akzente. Im Mittelpunkt des Forschungsinteresses stehen nicht die Handelnden, die Praxis etwa mithilfe intentionaler Absichten erschaffen. Vielmehr arbeiten die hier untersuchten Ansätze an einer „analytischen Dezentrierung des Subjekts“ (Schäfer 2013, 368). In diesem Sinne werden etwa die in einem Geschehen Involvierten nicht als eindeutig abgrenzbare „Individuen“ oder „Personen“ verstanden. Vielmehr wird sich auf ein „*doing subject*“ (Reckwitz 2016, 73, H.i.O.) konzentriert, also auf jene Vollzugsakte, die Subjektpositionen hervorbringen (z.B. „Frauen“, „Männer“, „Experten“ etc.).¹⁴

Die Perspektive praxistheoretischer Ansätze stellt die Aktivitäten in das Zentrum der Überlegungen. Sie entwirft die Praxis als einen „kollektiven Vollzug“ (Bedorf/Gerlek 2019, 3) oder ein „Vollzugsgeschehen, in das die Teilnehmer einer Praktik involviert sind“ (Schmidt 2012, 24). Im weitesten Sinne wird der Praxisbegriff damit verstanden als „doings and sayings“ (Schatzki 2002, 72) oder „arrays of activity“ (Schatzki 2001, 11), hinter denen die Handelnden als solche zurücktreten. Generell stehen praxistheoretische Zugänge hier Performancetheorien nahe, indem sie die Konzeptualisierung der Praxis als ein schrittweise vollzogenes Erringen bedeutungsvoller Interaktion betrachten. Praxistheorien konzentrieren sich ebenso wie Performance-Zugänge auf „das Herstellen und Darstellen (*acting*) und das Aufführen (*performing*)“ (Klein/Göbel 2017, 9), über das sich die praktischen Vollzüge beschreiben lassen. Ein performatives Praxisverständnis interessiert sich damit nicht für ein „Kausalverhältnis“ (Wrana 2015, 132), sondern für die in Praktiken eingelagerten Ordnungs- und Verfahrensvorschläge, an die angeknüpft werden kann.

Praxis als Vollzug meint in den praxistheoretischen Diskursen zweierlei; sie produziert und reproduziert: „Every act which contributes to the reproduction of structure is also an act of production, a novel enterprise, and as such may initiate change by altering that structure at the same time as it reproduces

Handlung zu verzichten oder Praxis gegen Handlungen auszuspielen. Man kann es so formulieren: Handlungen formen sich im Zusammenhang sozialer Praxis aus, ohne jedoch in ihnen vollständig aufzugehen“.

- 14 Hirschauer (2016, 51) bemerkt, dass sich dieser Umstand auch im übrigen Vokabular praxistheoretischer Zugänge zeigt: „Handlungen haben Urheber, Praktiken Träger oder Teilnehmer“. Diese sprachliche Differenz findet sich in der vorliegenden Arbeit nachfolgend auch in der Darstellung der empirischen Ergebnisse (Kapitel 5), wenn von „Teilnehmenden“, „Beteiligten“ oder „Mitgliedern“ einer Situation gesprochen wird.

it – as the meanings of words change in and through their use“ (Giddens 1993, 134). Analytisch lassen sich produktive und reproduzierende Momente der Praxis dadurch kaum unterscheiden. Praxis als Produktion betont ihre Hervorbringung als ein „endless, ongoing, contingent accomplishment“ (Garfinkel [1967] 2016, 1). Praktiken und die damit verbundenen Untersuchungsgegenstände existieren in dieser Perspektive nicht ohne, dass sie getan werden. Dieses Tun wird als grundsätzlich offen in seinem Verlauf gedacht. Es folgt seinen eigenen Dynamiken und lässt sich nicht festschreiben. Darauf hat beispielsweise Judith Butler in ihren Arbeiten zu Geschlecht immer wieder hingewiesen. Eine Geschlechterdifferenz als Norm hat bei Butler (2004, 48) keine von der Praxis unabhängige Existenzform: „In fact, the norm only persists as a norm to the extent that it is acted out in social practice and reidealized and reinstituted in and through the daily social rituals of bodily life.“ Doch diese Einsicht in die Produktivität von Praktiken bedeutet für Butler nicht, dass soziale Tatbestände lediglich auf voluntaristische Akte einzelner zurückführbar sind. Und so kann Praxis dann auch vielmehr als „improvisation in a scene of constraint“ (ebd., 1) verstanden werden, die in ihrer Ausführung auch Widerstände erfährt. Praktiken re-/produzieren damit immer ihre eigenen Bedingungen mit, sie sind ein Tun, „that gives structure and meaning to what we do“ (Wenger 2008, 47). Die beobachtbaren reproduzierenden Effekte von Praktiken können aus praxistheoretischer Perspektive beispielsweise in tradiertem oder gewohntem Verhalten ausgemacht werden. Praktiken werden als „routinized type of behaviour“ (Reckwitz 2002, 250) verstanden, in denen das Spektrum möglicher Aktivitäten nicht nur geöffnet, sondern auch geschlossen wird. Damit betonen praxistheoretische Zugänge die zu findenden Regelmäßigkeiten und handlungsbegrenzenden Voraussetzungen der sozialen Welt. Praxistheoretische Perspektiven versuchen also, die Bedingungen und Effekte der Hervorbringung sozialer Phänomene auszuloten – ohne diese weder allein auf soziale Strukturen noch auf Handlungen zurückzuführen. Darum dreht sich die Bedeutung des Praxisbegriffs:

„Praktiken sind das Tun, Sprechen, Fühlen und Denken, das wir notwendig mit anderen teilen. Dass wir es mit anderen gemeinsam haben, ist Voraussetzung dafür, dass wir die Welt verstehen, uns sinnvoll darin bewegen und handeln können. Praktiken bestehen bereits, bevor der/die Einzelne handelt, und ermöglichen dieses Handeln ebenso wie sie es strukturieren und einschränken. Sie werden nicht nur *von uns* ausgeführt, sie existieren auch *um uns herum* und historisch *vor uns*. Sie zirkulieren

unabhängig von einzelnen Subjekten und sind dennoch davon abhängig, von ihnen aus- und aufgeführt zu werden.“ (Schäfer 2016a, 12, H.i.O.)

Neben dieser ersten Bedeutung des Praxisbegriffs als Vollzug ist in vielen praxistheoretischen Zugängen die Idee zu finden, dass sich Praktiken über ihre Aspekte oder Elemente näher bestimmen lassen. Shove et al. (2012, 14, H.i.O.) nennen hier beispielsweise „*materials*“, „*competences*“ und „*meanings*“ und Reckwitz (2002, 250) spricht von “forms of bodily activities, forms of mental activities, ‘things’ and their use, a background knowledge in the form of understanding, know-how, states of emotion and motivational knowledge” (Reckwitz 2002, 250). Praxistheoretisches Denken kann daher auch unter dem Blickwinkel theoretischer Orientierungen auf diese Elemente zusammengeführt werden als ein multiples „*Ereignis-, Materialitäts-, Körper-, Ding-, Sinn- und Formationsparadigma*“ (Hillebrandt 2014, 116, H.i.O.) (dazu mehr in Kapitel 3.3).¹⁵

Allen diesen Ausführungen ist gemeinsam, dass sie den Praxisbegriff als flexibel und offen verwenden. Er wird in den verschiedenen Zugängen anschlussfähig gemacht für unterschiedliche Fragestellungen, in denen die Vielseitigkeit sozialer Praktiken im Mittelpunkt steht. Der Praxisbegriff steht als Konzept dabei nicht nur für ein dynamisches Vollzugsgeschehen, sondern auch für einen unerschöpflichen Erfindungsreichtum, in dem grundsätzlich jedem Detail eine theoretische Relevanz zukommen kann:

„Such a concept of practice includes both the explicit and the tacit. It includes what is said and what is left unsaid; what is represented and what is assumed. It includes the language, tools, documents, images, symbols, well-defined roles, specified criteria, codified procedures, regulations, and contracts that various practices make explicit for a variety of purposes. But it also includes all the implicit relations, tacit conventions, subtle cues, untold rules of thumb, recognizable intuitions, specific perceptions, well-

15 Auch an dieser Stelle ist der praxistheoretische Diskurs auf Ebene des Vokabulars sehr heterogen. Neben Hillebrandts „Paradigma“ (s.o.) wird auch von „Analysedimensionen“ (Schäfer 2016a, 14) sowie von „elements“ (Shove et al. 2012, 14) oder „Aspekte[n]“ (Schmidt 2012, 17) der Praxis gesprochen. Materialität, als Beispiel, könnte dementsprechend im praxistheoretischen Diskurs sowohl als ein Element der Praxis betrachtet werden wie auch gleichzeitig als eine analytische Dimension in der Untersuchung zum Einsatz kommen. Diese Spannung im Vokabular wird hier beibehalten und soll nicht durch eine von mir vorgenommene Vereinheitlichung der Begriffe überdeckt werden, um den Diskurs möglichst detailgetreu abzubilden.

tuned sensitivities, embodied understandings, underlying assumptions, and shared world views.” (Wenger 2008, 47)

Im Interessensfokus praxistheoretischer Zugänge stehen damit in der Regel keine singuläre Praxis, sondern Praktiken im Plural als Verbindungen von Praktiken und deren Elemente. Auch für die Theoretisierung solcher praktischen Verbindungen zirkulieren im Forschungsfeld mittlerweile eine ganze Reihe von Begriffen und Konzepten. So werden diese beispielsweise bezeichnet als „Bündel“ (Schatzki 2016, 33), „Praxisformationen“ (Hillebrandt 2014, 102), „Komplexe“ (Shove/Pantzar 2016, 110) oder „nexus of practices“ (Hui et al. 2017a). Praktiken als Vollzüge von Aktivitäten, Elementen und deren Verbindungen können damit als eine Art Kern der verschiedenen Verwendungen des Praxisbegriffs zusammengefasst werden.

Die bisherigen Ausführungen zeigen, dass sich innerhalb des Denkens eines Practice Turns weder eine einheitliche Perspektive der Praxistheorien noch einheitliche Begriffsverwendungen der Praxis finden lassen. Das Sprechen von *der* Praxistheorie bleibt damit ein Konstrukt, das eine Vereinbarkeit der verschiedenen Zugänge suggeriert, die hier jedoch nicht im Einzelnen geprüft werden kann. Insgesamt haben die praxistheoretischen Diskurse und Weiterentwicklungen der letzten Jahrzehnte auch immer wieder Kritik auf sich gezogen. Einer der am häufigsten formulierten Vorwürfe lautet, dass die hier vorgestellten Zugänge weniger innovativ und alternativ seien als behauptet. So schreibt etwa Bongaerts (2007, 257) in Bezug auf das eben beschriebene Sammeln von Elementen von Praktiken, dass eine solche „Summierung von Merkmalen wie Körperlichkeit, Kontextuierung, Materialität usw. weder hinreichend noch tauglich ist für die Abgrenzung gegen klassische Theorieangebote“. Bei Alkemeyer/Buschmann (2016, 116) wiederum heißt es mit Blick auf die Versuche einer Überwindung der Struktur-Handlung-Dichotomie, dass ein solcher „Anspruch, [...] eine Soziologie jenseits von Strukturalismus und Handlungstheorie zu formulieren, bisher allenfalls ansatzweise eingelöst worden“ sei. Hirschauer (vgl. 2016, 55) weist ähnlich darauf hin, dass in praxistheoretischen Zugängen teilweise selbst dualistische Konzeptualisierungen fortwirken, wie sie sich etwa in Schatzkis *doings and sayings* finden lassen. Gerade der „Dualismus von Tun und Sagen“ sei jedoch in der Sozialtheorie bereits im letzten Jahrhundert „überbrückt“ (ebd.) worden und damit grundsätzlich vermeidbar. Darüber hinaus werden Einwände in Bezug auf die praxistheoretischen Subjektverständnisse formuliert und eine Vernachlässigung der Individuen der Praxis kritisiert (vgl. Hui et al. 2017b, 2). Zuletzt wird auch die Reichweite praxistheoretischer

Untersuchungen hinterfragt und eingewendet, dass sich die Praxisperspektive lediglich für „small or local phenomena“ (ebd.) eignen würde. Für die Weiterentwicklung praxissoziologischer Perspektiven sind diese Einwände relevant, sie werden hier jedoch nachfolgend zurückgestellt, um weiter das Ziel einer Untersuchung von Grenzen als Praxis zu verfolgen.

3.2 *Situierte Praxis als Prozess*

Wie die Konzeptualisierung von Praktiken als Vollzug oben bereits andeutet, sind dynamische oder prozessorientierte Grundannahmen ein zentraler Bestandteil praxistheoretischen Denkens: „Practice approaches are fundamentally processual and tend to see the world as an ongoing routinized and recurrent accomplishment“ (Nicolini 2012, 3; vgl. Hillebrandt 2014, 103). Praxistheoretische Entwürfe stehen dadurch vor der Herausforderung, eine solche prozessuale Konzeptualisierung der Praxis nicht nur auf einer allgemeinen theoretischen Ebene als Grundsatz zu formulieren, sondern auch im Einzelnen zu klären, wie genau „practices emerge, evolve and disappear“ (Shove et al. 2012, 4). Vorstellungen einer Relationalität, Wiederholung und Situativität sozialer Praxis spielen dabei in vielen Ansätzen eine Rolle und werden hier im Folgenden genauer betrachtet.

Sowohl die Idee von Relationalität wie auch die einer Wiederholung schließen in praxistheoretischen Zugängen eine zeitliche Dimension der Praktiken ein (vgl. Schäfer 2013, 370). So schreibt etwa Knorr Cetina (2001, 196): „I propose to conceive of the backbone of practice in terms of a relational dynamics that extends itself into the future in creative and also disruptive ways.“ Relationalität bezieht sich hier auf die Idee, dass Praxis immer schon in Bezug zu anderen Formen von Praxis voranschreitet. Dass sich Praxis dabei nicht nur in einer kontinuierlichen Form vollzieht, sondern ebenso durch Unterbrechungen und Auflösungen gekennzeichnet ist, wird auch von Shove et al. (vgl. 2012, 25) hervorgehoben. Shove et al. (ebd., 43, H.i.O.) denken eine Relationalität und Dynamik der Praxis entlang von sich knüpfenden oder auflösenden Verbindungen zwischen Praxiselementen in „*processes of integration*“. Es geht in dieser Perspektive um die Beziehungen zwischen Elementen von Praktiken und deren „Wechselwirkung“ (Shove/Pantzar 2016, 110). Dieser Perspektive entspricht ein dynamisches Praxisverständnis: „practice emerge, persist, shift and disappear when *connections* between elements [...] are made, sustained or broken“ (Shove et al. 2012, 15, H.i.O.). Praktiken gelten aus dem Blickwinkel ihrer Relationalität damit nicht als

isolierte Einheiten, sondern werden in einen Verweisungszusammenhang eingebettet: Sie verweisen auf andere Praktiken, berufen sich auf frühere Praktiken und werden von folgenden Praktiken aufgegriffen (vgl. Schäfer 2013, 369f). Eine solche Konzeptualisierung von Praxis stimmt dabei mit der Alltagserfahrung überein, wenn Praktiken beispielsweise Gegenstand einer permanent mitlaufenden (praktischen) Einordnung durch Beteiligte werden, in denen sie als „normal“, „falsch“ oder „neu“ angezeigt und mit anderen Praktiken in ein Verhältnis gesetzt werden. Praxistheorie stützt sich hier auf die einordnenden und beziehungsherstellenden Aktivitäten, über die Praktiken am Laufen gehalten werden und die mit Gherardi (2019, 15) als „relational work“ gefasst werden können.

Wie Schäfer (vgl. 2013, 311) herausstellt, ist neben einer Relationalität auch die Vorstellung einer Wiederholung ein zentrales Element vieler Ansätze praxistheoretischen Denkens. So lässt sich im Anschluss an praxistheoretische Entwürfe ein Verständnis von Wiederholung entwickeln, das diese sowohl als „stabil“ wie auch „instabil“ (ebd.) sichtbar macht. Die Reproduktion sozialer Phänomene wird dabei im Sinne einer „Verschiebung“ (ebd., 321) gedacht und nicht auf eine identische Wiederholung eines immer gleichen Ablaufs reduziert. Bei der Frage, wie die Reproduktion von Praxis im Einzelnen beschrieben werden kann, konzentriert sich Schäfer daher auf die „graduellen Differenzen“ (ebd., 322), um die Frage anschließend an die Empirie zu verweisen:

„Mit jeder Wiederholung kann es zu einer Verschiebung kommen. Gleichzeitig stabilisiert jede Wiederholung einer Praxis, die als „gleich“ empfunden wird, die Bedeutung und die zukünftige Verwendung dieser Praxis. Wiederholt sich etwas als Selbes oder als Anderes? Diese Frage muss fundamental offen gestellt und empirisch verfolgt werden.“ (Ebd.)

Insgesamt lässt sich damit zum Prozessverständnis praxistheoretischer Ansätze sagen, dass die Ideen einer Praxis als relationale und sich wiederholende Dynamik relativ offen und unbestimmt bleiben. Die Frage, wie sich Praxis also genau vollzieht, wird in den hier beschriebenen Ansätzen auf theoretischer Ebene nicht zwingendermaßen vollständig beantwortet. Dies wird in der praxissoziologischen Theoriebildung jedoch nicht als ein Defizit der entwickelten Konzepte begriffen, sondern hat vielmehr mit einer angenommenen „konstitutiven Unschärfe der Praxis“ (ebd., 371) selbst zu tun. Denn Praxis folgt in den praxistheoretischen Perspektiven keinen a priori festgelegten Plänen oder Regeln, die sich auf theoretische Modelle reduzieren und festschreiben ließen. Ihre Gegenstände und mit ihr verbun-

denen sozialen Ordnungen werden in ihrem Verlauf erst hergestellt und stehen damit grundsätzlich immer auch auf dem Spiel. Regelmäßigkeit oder Anschlussfähigkeit werden somit als eines ihrer Effekte betrachtet, jedoch nicht als ihre (zu theoretisierende) Grundlage.

Vor diesem Hintergrund nehmen praxissoziologische Ansätze eine Situativität sozialer Praxis in den Blick. So schreibt etwa Lynch (2001, 140, H.i.O.): „What is at stake is not the theoretical problem of order, but the substantive *production* of order on singular occasions.“ Die Frage, die sich stellt, ist, wie Regelmäßigkeit oder Kontinuität als situative Hervorbringung überhaupt gedacht und beschrieben werden können. Garfinkel (vgl. [1967] 2016, 1) adressiert diese Frage, wenn er von Praktiken als endlose, kontingente Leistungen spricht. Wie Rawls (2008, 705) am Beispiel der Arbeitswelt zusammenfasst, lässt sich die Kontinuität von Praxis bei Garfinkel in Abgrenzung zu mehr strukturorientierten Ansätzen folgendermaßen begreifen:

„Garfinkel argues that the contingencies of local orders are too complex and changeable to be handled by any standardized unit, and that would include habits and routines, in addition to rules, definitions, symbols, etc. In fact, it is his position that all such ‘units’, like any social ‘object’ or ‘thing’, only come to have recognizable and shared meaning (or appearance) to a working group when they are made using shared methods to create a situated order against which social ‘things’ can be seen in common. [...] It is the constantly kaleidoscoping order properties with which objects are rendered mutually intelligible which provide a constant“.

Garfinkel liefert demnach einen Vorschlag, wie sich soziale Ordnung nicht nur als ein theoretisches Problem der sozialen Wissenschaften denken lässt, sondern tatsächlich als etwas, das die gesellschaftlichen Mitglieder selbst schon immer beschäftigt, wenn sie ihre Welt fortlaufend kollektiv *ordnen*. Soziale Situationen sind in dieser Perspektive nicht von sich aus für die Beteiligten sinnvoll. Sie erhalten ihre Bedeutsamkeit und Sinnhaftigkeit durch eine sukzessive, sich gegenseitig orientierende Arbeit. Eine erkennbare Kontinuität oder identifizierbare Bezugspunkte sozialer Praktiken stützen sich hier also selbst schon auf die sinnhaften Ordnungen, die von den Beteiligten situativ hergestellt werden. Zurückgestellt werden in dieser Analyseeinstellung Fragen nach möglichen Formen übersituativer oder den Situationen vorausliegender Ordnungsstiftung. Vielmehr wird der analytische Fokus auf die praktischen Verfahren der Herstellung von Sinnhaftigkeit oder Anschlussfähigkeit gelenkt und in den Mittelpunkt von Untersuchungen gestellt. Praxis wird so zu einer Stück für Stück errungenen Leistung der

Beteiligten, deren Fortbestehen weder garantiert noch evident ist. Auf diese Weise ist sowohl eine oben angesprochene Stabilität von Praxis denkbar wie auch ihre Veränderlichkeit und Unbestimmtheit. Beides liegt letztlich in der Idee von Praxis als „Ablauf“ begründet, wie Hörning (2004, 33) zusammenfasst: „in ihrem Gelingen oder Misslingen, in ihrem immer wieder Neu-Ansetzen und den Modifikationen von Vorhandenem.“

Trotz oder gerade weil Praxis als grundsätzlich unbestimmt und offen gedacht wird, nimmt die Frage nach sozialer Ordnung in den hier untersuchten Ansätzen eine so zentrale Rolle ein. Ein weiteres Beispiel dafür, wie Ordnungen als Prozesse in der sozialen Welt untersucht werden können, findet sich bei Harvey Sacks und seiner Annäherung an sprachliche Interaktion. Sacks (1984, 22) nutzt die Perspektive der „order at all points“ als eine analytische Sensibilisierung für die noch so kleinen Abläufe von Konversationen, um diese als organisierende und sinnhaft aufeinander bezogene Elemente zu beschreiben (vgl. Silverman 1998, 48; Seedhouse 2004, 2). Eine sinnvolle Konversation kommt in dieser Betrachtung zustande, weil sie als solche von den Beteiligten zusammengesetzt wird: Sie schließt an vorherige Aussagen an und öffnet sich für nachfolgende in spezifischer Weise. Die Ordnungsakte sind dabei nicht mit den Inhalten der Konversationen zu verwechseln, sondern vielmehr die Bedingung für ihr Gelingen oder Scheitern. Sinnhaftigkeit entsteht hier also nicht nur dadurch, dass sich Beteiligte über vermeintlich bedeutungsvolle Themen austauschen; sie verweist vielmehr auf die Art und Weise wie die damit verbundene Interaktion abläuft.

Ein ähnliches Beispiel für ein solches grundlegendes Ordnen in Interaktion findet sich bei Erving Goffman (1967). Wie dieser in seiner Studie zu Interaktionsritualen nachzeichnet, befinden sich Beteiligte in alltäglichen Situationen des Lebens in einem ständigen wechselseitigen Austausch von Zuschreibungen und gegenseitigen Wertschätzungen. Die reziproken Anerkennungsrituale stabilisieren das Interaktionsgeschehen, indem sie die Teilnehmenden und deren Positionen hervorbringen, auf deren Basis gemeinsame Aktivitäten verfolgt werden können (vgl. ebd.). Sozialität entsteht aus diesem Blickwinkel durch die kollektive Organisation der Situation in einem fortlaufend sich gegenseitigen Anzeigens darüber, was es mit der geteilten Interaktion, ihren Themen oder Mitgliedern auf sich hat und wie mit ihnen potenziell umgegangen werden kann. Dadurch entsteht eine „practical intelligibility“, die Orientierung bietet in Bezug auf „what makes sense to a person to do“ (Schatzki 2002, 74, 75).

Was ein Objekt des sozialen Austauschs sein kann, liegt in einer praxistheoretischen Perspektive in seiner situativen Herstellung. „Staaten“, „Grenzen“

oder „nationale Kultur“ würden demnach nicht als eine Art äußerer „Kontext“ oder „Rahmen“ von Interaktion entworfen und vorausgesetzt:

„Vielmehr wird danach gefragt, mit welchen Praktiken unter den Beteiligten die Überzeugung, dass es sich bei den genannten Phänomenen um externe, objektive und sozial wirkmächtige Entitäten handelt, überhaupt erst hervorgebracht wird, so dass sie ihnen als eine selbstverständliche und nicht notwendigerweise zu hinterfragende soziale Realität erscheinen. In Bezug auf eine gemeinsame soziale Wirklichkeit, die von den Beteiligten als normal und bekannt interpretiert wird, bedeutet dies: Wie erzeugen die Akteure eine für sie plausible, den (oft implizit bleibenden) Erwartungen entsprechende soziale Aktivität und machen sie sich diese wechselseitig als solche kenntlich und verstehbar?“ (Meyer 2015, 97)

Ein Wissen über Dinge, Tatbestände und die Welt im Allgemeinen sind im Lichte praxistheoretischer Ideen das Ergebnis eines fortlaufenden „*doing knowledge*“ (Hörning 2004, 36, H.i.O.), durch das die zu wissenden Objekte überhaupt erst entstehen. Ein praxisorientierter Analysezugang interessiert sich hiervon ausgehend nicht für eine vermeintliche Realitätsnähe praktizierter Vorstellungen, wie etwa Annemarie Mol am Beispiel medizinischer Praxis demonstriert (vgl. Mol 2002, vii). Vielmehr stehen die vielfältigen Formen, wie „objects are enacted in practice“ (ebd.) im Zentrum der Aufmerksamkeit.

Zusammenfassend kann hier gesagt werden, dass praxistheoretische Ansätze unterschiedliche Schwerpunkte setzen, wenn es darum geht, Praxis als Vollzug theoretisch zu beschreiben. Praktiken werden dabei als relationale Phänomene entworfen. Sie stehen in Beziehung zu anderen Praktiken und stellen solche Beziehungen durch die Integration ihrer Elemente her. Praxistheoretische Zugänge betonen dabei die Offenheit und Unabgeschlossenheit dieser Dynamiken, denn Praktiken werden nicht nur als Fortschreibungen und Wiederholungen analytisch entworfen, sondern können ebenso durch Unterbrechungen oder Abbrüche gekennzeichnet sein. Neben einer Prozesshaftigkeit heben Praxissoziologien darüber hinaus eine Situativität und Situiertheit sozialer Praxis hervor. In einer mehr ethnomethodologisch orientierten Perspektive werden Praktiken als das Ergebnis kollektiver und kontingenter Ordnungsleistungen in Situationen beschreibbar. Indem Situationen gemeinsam organisiert werden, entstehen lokale Ordnungen, durch die Praktiken ihre typischen Eigenschaften erhalten und für die Beteiligten sinnhaft werden.

3.3 Fokussierte Elemente von Praxis

Neben einer Prozessperspektive bieten praxistheoretische Zugänge jedoch noch eine Reihe weiterer Ideen zur Praxis. Wie schon in Kapitel 3.1 angesprochen entwickeln die hier angeführten Ansätze eine Reihe von „Analyzedimensionen“ (Schäfer 2016a, 14), durch die Praktiken unterschiedliche Elemente zugeschrieben bekommen: „Die praxeologische Perspektive analysiert Zusammenhänge, indem sie die Verbindungen von einem Element zum nächsten nachzeichnet und die Wirkungen eines Elements auf das andere sichtbar macht.“ (Schäfer 2016b, 148) Praxistheoretische Ansätze argumentieren in diesem Kontext häufig mit einem Verweis auf „vergessene“ Dimensionen von Sozialität, die in traditionellen sozialtheoretischen Ansätzen oder ihrer Rezeption zu wenig Aufmerksamkeit erhalten hätten, wie etwa Raum, Architektur, Dinge, Körper, Emotionen oder Wahrnehmung (vgl. Göbel 2016, 202; Prinz 2016, 181; Reckwitz 2016b, 164). Praxistheoretische Diskurse und Ansätze bemühen sich vor diesem Hintergrund um einen differenzierten Zugang zu ihren Untersuchungsobjekten. So erhalten etwa Raum und Zeit Beachtung, um Praktiken als „raum-zeitlich verteilte Menge des Tuns und Sprechens“ (Schatzki 2016, 33) zu entwerfen. Besonderes Interesse erfahren daneben die materiellen und körperlichen Bedingungen von Praktiken. Materialität und Körperlichkeit werden dabei jedoch in vielen Ansätzen nicht nur als Bestandteile von Praxis betrachtet. Praxistheoretische Ansätze gehen vielmehr davon aus, „dass das Zusammenspiel der materiellen Körper und der materiellen Dinge die beobachtbare Praxis ist“ (Hillebrandt 2016, 89). Da sowohl die Körperlichkeit als auch die Materialität dadurch im Zentrum praxistheoretischer Ideen stehen, werden sie hier genauer verfolgt. Beide sind darüber hinaus für die vorliegende Arbeit relevant, da sich die Praxisdiskurse hier für die Konzeptualisierung von Wissen und Macht öffnen, die für die nachfolgende Untersuchung grenzüberschreitender Kartografie hilfreich sind.

Wird sich den körperlichen Aspekten von Praktiken zugewendet, so fällt auf, dass praxistheoretische Ansätze keine trennscharfe Unterscheidung von Körper und Materialität anstreben. Körper, so heißt es etwa bei Hillebrandt (2016, 75, H.i.O.), sind „*zugleich* materiale Bedingungen und Materialisierungen der Praxis“. Diese Annahme beinhaltet, dass Praktiken immer in der einen oder anderen Weise körperlich gebunden sind. In dieser Perspektive werden Praktiken als ebenjene „bodily doings and sayings“ (Schatzki 2002, 72) verstanden, von denen Schatzki spricht:

„I label them „bodily“ to emphasize that they are things people do with their bodies, including whatever prosthetic parts and extensions (e.g., canes) bodies possess. Waving, running, pouring, throwing, uttering, and so on are things people directly do with their arms, legs, mouths, and the like.“ (Ebd.)

Eine weitere Annahme von Körpern als Materialisierungen bezieht sich auf die Idee, dass Körper nicht nur die Produzentinnen von Praxis sind, sondern selbst ein Produkt von Praxis. Körper gelten in dieser Hinsicht, wie in Kapitel 3.1 mit Bezug auf Bourdieus Habituskonzept angesprochen, als bereits von der Praxis geformte Körper. Sie werden performt, perspektiviert, kategorisiert, vergeschlechtlicht, diszipliniert und bearbeitet, wie eine ganze Reihe praxisorientierter Untersuchungen zeigen (vgl. Butler 1993; Foucault 1994; Mol 2002; Hirschauer 2015; Garfinkel 2016, 116–185). Praxisorientierte Verständnisse vom Körper rangieren in diesem Spannungsfeld fokussierter Phänomene. Ihnen gemeinsam ist dabei ihre eingenommene Zwischenposition, in denen Körper weder als singuläre Urheberchaft noch auf einen reinen Effekt von Praxis reduziert werden: „Der Körper ist also nicht aprioristisch *vorauszusetzen*, er ist aber auch nicht bloß als *Resultat* von Diskursen und Praktiken zu verorten, er steckt vielmehr *in* den Praktiken“ (Hirschauer 2004, 75, H.i.O.).

Praxistheoretische Arbeiten interessieren sich dafür, wie Mitglieder kompetent an sozialen Situationen teilnehmen können, woher ihre Fähigkeiten kommen und wie sie soziale Phänomene körperlich hervorbringen. Der Fokus auf die Körperlichkeit von Praktiken lieferte die für praxistheoretischen Diskurse wichtige Einsicht, dass die in den Blick genommenen praktischen Handlungen zu einem großen Teil nicht über bewusst geplante oder für die Beteiligten reflexiv zugängliche Aktivitäten erklärt werden können. Vielmehr teilen die hier untersuchten Ansätze die Auffassung, dass ein großer Teil der Dynamik und damit verbundenen Unbestimmtheit von Praktiken auf die dem menschlichen Handeln innewohnenden Kontingenzen zurückgeführt werden können. So wird nicht nur „Kreativität *im* Handeln“ (Hörning 2004, 33, H.i.O.) verortet, auch Möglichkeiten und Grenzen eines reflexiven „monitoring of activity“ sowie Fragen nach „unintended consequences of action“ (Giddens 1984, 5) gehören zum praxissoziologischen Denken.

Dennoch konzeptualisieren Praxistheorien soziale Praktiken als „sinnhafte, bedeutungstragende, gekonnte Körperbewegungen“ (Schmidt 2012, 55), deren Ausführung zwar von einem Wissen abhängt, jedoch ohne dass dieses zwingenderweise bewusst zugänglich sein muss. Ein Beispiel ist das

„taken-for-granted mutual knowledge“ (Giddens 1993, 95), das in sozialer Interaktion relevant wird, indem die Beteiligten sich gegenseitig unterstellen, bestimmte Dinge zu wissen und sich daran in ihrem Austausch orientieren. Es geht dabei jedoch auch viel allgemeiner um Kompetenzen, Fähigkeiten und Kenntnisse, die ein Alltagsleben in all seinen Formen ermöglichen. In den praxistheoretischen Diskursen wird dazu im Anschluss an Bourdieu ([1980] 2017) von einem *praktischen Sinn* gesprochen, mit dem die eingeübten Verhaltensroutinen und gewohnten Sicht- oder Bewertungsweisen bezeichnet werden, die in Situationen zum Einsatz kommen (vgl. Schmidt 2012, 227; Hillebrandt 2014, 65f; Spaargaren et al. 2016b, 10). Denken und Handeln werden dabei als gleichermaßen körperliche Aktivitäten entworfen, die spontan und unhinterfragt ablaufen können.

Vor diesem Hintergrund ist eine der Fragen praxistheoretischen Denkens, wie die Körper der Praxis den Anforderungen eines durchaus geordneten und routinierten Alltags erfüllen können. Praxissoziologische Arbeiten nehmen hier, ebenfalls im Anschluss an Bourdieu, Sozialisationserfahrungen in den Blick, um nachzuvollziehen, wie sich die soziale Welt in Form von Kompetenzen angeeignet wird und in die Körper einschreibt (vgl. Schmidt 2012, 62; Hillebrandt 2014, 67, 75). Ein Beispiel für die Untersuchung einer Körperformung lässt sich bei Loïc Wacquant (1989) am Fall des Boxens finden. Das Lernen der Bewegungsabläufe des Sports wird dabei als ein Prozess der „*incorporation directe*“ (ebd., 48) zugänglich. Denn hier werden die „*schèmes fondamentaux (corporels, visuels et mentaux)*“ (ebd.) des Boxens in peinlich genauen und monotonen Übungen vom Körper eingeübt und übernommen. Die korrekten Bewegungen beim Boxen zeigen sich dabei als das Ergebnis einer ständigen kollektiven Kontrolle und eingeforderten Korrekturmaßnahmen, allen voran durch das Trainingspersonal (vgl. ebd., 56). Die Konsequenz, so Wacquant, ist eine grundlegende „*rééducation physique*“ sowie „*une compréhension du corps qui dépasse [...] la pleine compréhension visuelle et mentale*“ (ebd., 50).

Sozialisationsprozesse werden im Rahmen praxistheoretischen Denkens jedoch nicht allein in schulischen oder familiären Kontexten verortet, sie sind vielmehr Teil der Alltagswelt. Lernen als „*situated learning*“ ist aus dieser Perspektive etwa bei Lave/Wenger ([1991] 2006, 34f) selbst ein „*integral aspect of practice*“. Auch Schmidt (2012, 204) betont, dass grundsätzlich jede Form sozialer Situationen zu Orten der „Übermittlung von Dispositionen, Wahrnehmungs- und Bewertungsschemata und praktischem Wissen“ werden kann. Die geformten und formenden Körper bringen sich selbst in

Beziehung zu ihrer Umwelt hervor, ohne dass dies explizit von den Beteiligten thematisiert oder angestrebt werden muss. In Praktiken wirkt dieses Wissen an der Hervorbringung einer „teleoaffective structure“ (Schatzki 2002, 80) mit, über die sich ihre Ausrichtungen beschreiben lassen.¹⁶

Es zeigt sich hier, dass praxissoziologische Ansätze mit Blick auf die Körper ein besonderes Verständnis von Wissen vertreten. Wissen ist in den hier aufgeführten Ansätzen grundsätzlich ein „embodied knowledge“ (Gherardi 2019, 57):

„Knowledge is thus always a way of knowing shared with others, a set of practical methods acquired through learning, inscribed in objects, embodied, and only partially articulated in discourse. Becoming part of an existing practice thus involves learning how to act, how to speak (and what to say), but also how to feel, what to expect, and what things mean.“
(Nicolini 2012, 5)

Praxeologische Ansätze stützten sich dementsprechend auf die Einsicht, dass Wissen nicht allein aus schriftlichen Dokumenten wie Religionsbüchern oder Gesetzestexten abgreifbar ist. Stattdessen richtet sich die Aufmerksamkeit auf Wissen, Fähigkeiten und Kompetenzen *in situ* und auf ihr Zusammenspiel mit etwa verschriftlichtem Wissen in Form von Dokumenten in der Praxis.

In praxistheoretischem Denken stehen die körperlichen Praktiken in Beziehung zu ihrem materiellen Umfeld, wenn sie durch dieses geformt werden oder selbst formend eingreifen. Praktiken lassen sich daher auch über ihre besonderen „Körper-Ding-Assoziationen“ (Hillebrandt 2014, 114) charakterisieren, die sie als materialisierende und materialisierte Aktivitäten gleichermaßen in den Fokus rücken. Doch was hat es aus praxistheoretischer Perspektive nun genau mit den anderen Formen der Materialität von Praxis auf sich? Welche Rolle weisen die hier untersuchten Ansätze den Dingen, Ressourcen, Infrastrukturen, Maschinen oder Techniken des Alltags zu? Spaargaren et al. (vgl. 2016b, 8) verdeutlichen, dass praxistheoretische Ansätze auch hier heterogene Verständnisse anbieten, wenn es um eine theoretische Integrierung der dinglichen Dimension der Praxis geht. Einer der Streitfragen ist dabei, „what objects ‘do’ in practices“ (ebd., 9), ob Dingen in der Praxis also beispielsweise eher eine passive oder doch mehr aktive Rolle zugeschrieben werden muss.

16 Schatzki (2002, 80) erklärt: „A ‘teleoaffective structure’ is a range of nomativized and hierarchically ordered ends, projects, and tasks, to varying degrees allied with normativized emotions and even moods.“

Dass die Frage nach der Aktivität von Dingen in Praktiken kontrovers diskutiert wird, hat unter anderem mit der Entwicklung von Akteur-Netzwerk-Theorien, allen voran in Bruno Latours Arbeiten, zu tun. Latour bietet eine Perspektivenverschiebung an, aus der heraus Handlungsträgerschaft nicht länger als eine exklusiv menschliche Angelegenheit betrachtet wird, sondern auch auf die materiellen Dinge des Alltags ausgedehnt werden kann. Latour (2010, 123, H.i.O.) schreibt dazu: „*jedes Ding*, das eine gegebene Situation verändert, indem es einen Unterschied macht, [ist] ein Akteur“. Die Idee ist dabei nicht, die Unterschiede von Menschen und Nicht-Menschen aufzulösen. Latour gibt vielmehr ein analytisches Instrumentarium an die Hand, mit dem Dinge in Situationen in einer aktiven Rolle beschrieben werden können und diese nicht von vorne herein in Untersuchungen unter der Grundannahme ihrer Passivität unbeachtet bleiben.¹⁷ Ein „Netzwerk“ (ebd., 223) aufzuzeichnen besteht in dieser Herangehensweise in der Aufgabe, alle Beteiligten, ob Menschen oder Dinge, in einer Situation zu beachten und zu beschreiben. Latour hat dieses Vorhaben beispielsweise am Objekt des Berliner Schlüssels verfolgt und dabei die eigentümlichen Verbindungen zwischen menschlichen und nicht-menschlichen Teilnehmenden nachgezeichnet, die sich in Form einer „Kette Lebensform-Know-how-Hauswart-Schlüssel-Schloss-Haustür“ (Latour 2016, 26) beschreiben lassen. Die besondere Herausforderung besteht für die Forschung dabei darin, „*die Objekte zum Reden zu bringen*“ (Latour 2010, 137, H.i.O.). Der Auftrag lautet an dieser Stelle, in Untersuchungen zu zeigen, wie Dinge „ermächtigen, ermöglichen, anbieten, ermutigen, erlauben, nahelegen, beeinflussen, verhindern, autorisieren, ausschließen“ (ebd., 124).

Andere Ansätze und praxistheoretische Zugänge stoßen sich allerdings an einer solchen Vorstellung ausgedehnter Handlungsträgerschaft oder versuchen diese zumindest zu relativieren (vgl. Shove et al. 2012, 10; Hirschauer 2016, 52; Kalthoff 2016, 239; Spaargaren et al. 2016b, 9). So werden Impulse des Akteur-Netzwerk-Denkens zwar aufgenommen, jedoch auch skeptisch betrachtet. Schatzki (2002, 200) verteidigt beispielsweise in Abgrenzung zu Akteur-Netzwerk-Ansätzen die Differenz menschlicher und nicht-menschlicher Wesen:

„In short, it is one thing to say on linguistic or other grounds that scallops, bonobos, humans, geomagnetic storms, and computer networks are all

17 Die analytische Gleichwertigkeit von Menschen und Dingen wird von Latour (2010, 131) auch unter dem Begriff einer „Symmetrie“ behandelt: „Symmetrisch zu sein bedeutet für uns einfach, nicht a priori irgendeine falsche Asymmetrie zwischen menschlichem intentionalem Handeln und einer materiellen Welt kausaler Beziehungen anzunehmen.“

agents, that is to say, doers. It is quite another to attribute intentionality to them. Certain distinctions among entities must be respected, and not every word used for humans should be applied to nonhumans indiscriminately (or at all).“

Auch Shove et al. (2012, 10) greifen Ideen aus dem Akteur-Netzwerk-Vokabular auf, wie beispielsweise die Idee einer verteilten Handlungsträgerschaft zwischen Menschen und Dingen, dennoch betonen sie für ihre eigene Arbeit: „[W]e suggest that aspects of human and non-human relations can be *better* understood when located in terms of a more encompassing, but suitably materialized, theory of practice“ (ebd., H.i.O.). In diesem Sinne spricht Shove (2017, 156) in Bezug auf Materialität von den verschiedenen „roles, that things can play in practice“. Dinge können in der Praxis demnach in Form von Infrastrukturen (als Voraussetzung von Praxis), Geräten oder Vorrichtungen (in Verwendung in Praxis) oder als Ressourcen (aufgebraucht oder transformiert in Praxis) auftreten (vgl. ebd.). Statt der Idee einer vollständig ausgedehnten Handlungsträgerschaft scheint einigen praxistheoretischen Beiträgen also vielmehr ein Nachdenken darüber plausibel, inwieweit Dinge Handlungen „präfigurieren und disponieren, was sie nahe legen und wozu sie einladen“ (Hirschauer 2016, 52).

An dieser Stelle kann auch auf die Machtverständnisse praxistheoretischer Entwürfe eingegangen werden, in denen materielle und körperliche Aspekte Beachtung finden. Wie bereits herausgestellt, lehnen praxistheoretische Herangehensweisen die Ideen von intentionalen oder rationalen Modellen des Handelns in überwiegender Mehrheit ab. Macht wird in diesem Verständnis weniger auf einen etwaigen durchzusetzenden „Willen“ (Weber [1921] 1972, 28) zurückgeführt, wie das zum Beispiel in früheren Soziologien wie bei Max Weber der Fall war. Stattdessen weist Watson darauf hin, dass Macht in praxistheoretischen Ansätzen weniger Personen oder Institutionen zugeordnet wird, als vielmehr als ein allgegenwärtiges Phänomen fokussiert wird, das Praxis in so gut wie all ihren Formen durchzieht (vgl. Watson 2017, 170). Daraus ergibt sich für Watson (ebd., 181) in Bezug auf das Machtverständnis praxistheoretischen Denkens, dass „power relations never result only from distinct specifiable, moments of practice, but are effects of the ordering and the churn of innumerable moments of practices. This explains why practice theory does not tend to focus on power as a separate or distinct property of the social.“

Einige praxistheoretische Ansätze haben mit dieser Perspektive eine Reihe subtiler und kaum bemerkter Formen von Macht im sozialen Miteinan-

der sichtbar gemacht. Das wäre etwa Bourdieus (vgl. 1977) Konzept der *symbolischen Macht*, das Machtbeziehungen auf Ebene der eingelebten Denk- und Wahrnehmungsschemata von Gesellschaftsmitgliedern zu fassen versucht. Bourdieu zeigt, dass sich Machtverhältnisse hier von den Beteiligten unbemerkt auswirken, wenn ihre verinnerlichten Schemata zur Hervorbringung von Praxis zwar gemeinsam mit anderen geteilt werden, jedoch ohne, dass dabei alle gleichberechtigt an der Produktion dieser Schemata selbst partizipieren können (vgl. ebd., 405). Eine asymmetrische Herstellung und Durchsetzung körperlicher Schemata finden sich etwa in staatlichen Gesellschaften und ihren schulischen Institutionen. Staatliche Institutionen eignen sich hier nicht nur die Deutungshoheit über viele Sachverhalte des Zusammenlebens an, sondern setzen auch solche Formen des Denkens und Wahrnehmens durch, die einer Reproduktion des Staates und seinen Hierarchien dienlich sind (vgl. Bourdieu 1994, 99–145).

Ein weiteres Beispiel für diese Art impliziter Machtverhältnisse, die sich mit Betrachtung der Körper und Dinge der Praxis ergeben, lässt sich bei Foucault finden. Auch für Foucault ([1969] 2015, 241) ist eine Untersuchung gesellschaftlicher Phänomene ohne die Frage nach Macht nicht denkbar: „[W]enn das menschliche Subjekt in Produktionsverhältnisse und Sinnbeziehungen eingebunden ist, dann ist es zugleich auch in hochkomplexe Machtbeziehungen eingebunden“. Machtbeziehungen sind damit ein konstitutiver Bestandteil des Körpers, seiner Formung, Beherrschung und Aneignungen (vgl. ebd., 75). Bezeichnend ist, dass Foucault dabei auch für die räumlichen und materiellen Voraussetzungen für die Hervorbringung von Macht sensibilisiert. So können bestimmte Architekturen etwa asymmetrische Sichtbarkeitsordnungen hervorbringen, in denen die Möglichkeiten der eigenen Positionierung darüber entscheiden, wer gesehen und kontrolliert werden kann und wer nicht. Die Frage nach Macht dreht sich dann auch um etwaige Potenziale von Materialität und einer Möglichkeit „direkt auf Individuen einzuwirken“ (Foucault 1994, 265).

Auch Latour als ein weiteres Beispiel für den Umgang mit Macht in praxisorientierten Untersuchungen versucht, die materiellen Voraussetzungen für die Herstellung staatlicher Machtbeziehungen auszuloten. Latour recurriert dabei nicht auf die abstrakte Vorstellung eines „Staates“, sondern konzentriert sich auf die materiellen Eigenheiten bürokratischer Tätigkeit. Die an sich unscheinbar wirkenden Dokumente oder Akten beispielsweise, die in Büros zum Einsatz kommen, werden für ihn dabei zum Ausgangspunkt, um die Voraussetzungen einer staatlichen Machtausübung auf ihre praktischen Voraussetzungen zurückzuführen. Das Büro ist in dieser Perspektive

ein Ort der Kombination, des Berechnens und Einschreibens, der sich in Berichten, Texten oder Karten materialisiert (vgl. Latour 1986, 26, 29). Die papierförmigen Produkte entpuppen sich dabei als die Bedingung der Möglichkeit, an einem lokalen Ort (Büro) auch weit entfernte Orte (z.B. das Territorium) in den Blick zu nehmen. Hier bilden sich „centers of calculation“ (ebd., 29), an denen sich die Vorstellung einer globalen Ansicht oder gar der Steuerung eines Territoriums aufrechterhalten lässt. Diese Beobachtungs- und Einschreibepraktiken sowie ihre Effekte sind auch in anderen Bereichen untersucht worden, wie etwa von Herbert Kalthoff (2016) am Beispiel der Finanzmärkte. Besonders der Einsatz von technischen Gerätschaften wie Computern, Bildschirmen, Tastaturen etc. sind dabei aus der Materialitätsperspektive von Interesse:

„Die technischen Objekte ermöglichen die Darstellung der Finanzmärkte, Aktienkurse, Unternehmen, Branchen etc. und machen sie in dieser Form verfügbar. Das heißt: Sie können beobachtet und bearbeitet werden. Allerdings suggerieren diese Artefakte auch, dass das, was sie zeigen, nicht der Effekt einer mechanischen Apparatur ist, sondern das Reale widerspiegelt.“ (Ebd., 227)

An dieser Stelle zeigt sich, dass wenn es aus praxeologischer Perspektive darum geht, Sinn- und Bedeutungsstiftung zu untersuchen, materiale und körperliche Aspekte eng zusammenhängen. Sie verbinden sich in Praktiken zu „Wissensordnungen“ (Reckwitz 2016a, 39), in denen verinnerlichtes Erfahrungswissen sowie der Einsatz von Artefakten Hand in Hand gehen. Aus diesem Blickwinkel sind für Praxisansätze nicht nur das oben beschriebene praktische Wissen sowie Kompetenzen und andauernde Lernprozesse der Beteiligten zentral. Es geht auch darum, zu untersuchen, wie Wissen produziert und etwa in Form von Techniken, Inschriften und Diskursen externalisiert wird. So fragt beispielsweise Knorr Cetina (2007, 363) in Bezug auf wissenschaftliches Wissen nach den besonderen „processes of knowledge creation“ oder Schinzel (vgl. 2011) nach den Praktiken der Erzeugung von Evidenz, etwa durch das Zeigen und Deuten von Bildern. Aus den hier untersuchten Perspektiven wird Wissen damit nicht im Hinblick auf seine Wahrheit oder Richtigkeit untersucht. Vielmehr wird, wie etwa bei Foucault ([1969] 2015), die historische Kontingenz von Wissen und die besonderen Bedingungen seiner Konstruktion betont. In den Blick geraten dadurch auch konkurrierende Wissensordnungen und die sozialen Kämpfe, die mit und durch Wissenspraktiken ausgetragen werden und auf diese zurückwirken (vgl. Foucault 2014, 23).

Der Fokus auf Materialität und Körperlichkeit bietet damit einen besonderen Zugriff auf Praktiken. Für eine praxeologische Untersuchung besteht die „Erklärungsstrategie“ darin, „dass die theoretische Aufwertung der Körper und der Dinge hier immer von einem allgemeinen Bezugsproblem ausgeht, nämlich von der Frage, ob und wie ein sozial wirksamer Beweis dafür erbracht wird, dass ein ordnungsrelevantes Sinnmuster weiter gilt“ (Pettenkofer 2017, 137). Die körperlichen und materiellen Bestandteile praktischer Konstruktionsarbeit geben Hinweise darauf, wie und wann ein Anknüpfen an vorherige Praktiken situativ geleistet wird und geleistet werden kann.

3.4 Praxistheorie als Methodologie

Die Praxistheorien, so kann an dieser Stelle gesagt werden, liefern ein umfangreiches Angebot, um soziale Phänomene als Praxis zu denken. Wenngleich es sich dabei um ein sehr heterogenes und vielfältiges Ensemble an Ideen, Konzepten und Annahmen handelt, sind gemeinsame Bedeutungen des Begriffs identifizierbar. Das Projekt eines Practice Turns wirkt damit bis hier hin tatsächlich wie ein *praxistheoretisches* Unterfangen. Es konzentriert sich auf die Entwicklung eines analytischen Vokabulars und diskutiert dessen Leistungsfähigkeit, gemessen an seiner Kohärenz sowie eigens formulierten Ansprüchen. Die oben genannten Kritiken, etwa an Bemühungen einer (innovationslosen) Summierung von Elementen der Praxis, der Fortführung problematisierter Dualismen (*doings and sayings*) sowie eine bislang ausstehende, überzeugende Vermittlung von Struktur- und Handlungsansätzen, haben vor diesem Hintergrund durchaus ihre Berechtigung. Fallen praxistheoretische Ideen vor dem Hintergrund dieser Einwände doch scheinbar hinter die im praxistheoretischen Diskurs proklamierten Neuerungen und Potenziale zurück.

Eine solche Lesart der praxistheoretischen Ansätze übersieht jedoch, dass sich die Mehrheit der hier untersuchten Zugänge und Diskurse mitnichten als rein theoretisches Vorhaben verstehen. Vielmehr ist auffällig, dass Praxistheorie, wie sie heute verstanden wird, in der Mehrzahl aus Arbeiten hervorgegangen ist, die auf empirischen Untersuchungen beruhen: „A vast majority of approaches that contribute to the discourse of practice theory emerged in close and constant touch with empirical studies and developed from reflecting experiences in empirical research“ (Schmidt 2017, 3). Schmidt macht hier die Beobachtung geltend, dass die Erkenntnisse praxistheoretischen Denkens weniger als das Resultat innertheoretischer De-

batten zu verstehen sind, sondern als Ergebnisse einer Auseinandersetzung mit „Praxis“ und dem Umgang mit ihr in Untersuchungen. Praxistheoretische Ansätze verbinden sich sogar in vielen Fällen mit Vorbehalten gegenüber Theorie und ihren erkenntnisleitenden Funktionen in Untersuchungen. Praxistheoretische Ansätze und Diskurse greifen eine kritische Befragung der Möglichkeiten und Grenzen theoretischer Begriffsarbeit in Untersuchungen auf und machen damit ein Nachdenken über Theorie zu einem Teil dessen, was als Praxistheorie verstanden wird. Dazu gehört nicht nur die Kritik an anderen Theorieentwürfen, sondern insbesondere die Hinterfragung eines „theoretizistischen“ Blickes auf die Welt“ (Alkemeyer et al. 2015, 11).

Eine solche Hinterfragung wird prägnant entwickelt in Bourdieu (vgl. [1997] 2003, 76) Überlegungen zum *scholastischen Denken*. Bourdieu beschäftigt sich in der Entwicklung seiner Soziologie immer wieder mit der Standortgebundenheit theoretischer Diskurse und fragt dabei nach den eigentümlichen Verzerrungen, die auf die sozialen Sprechpositionen dieser Diskurse zurückgeführt werden können. Für Bourdieu liegt das Problem nicht grundsätzlich darin, dass das menschliche Denken und Sprechen immer unter Einfluss der sozialen Positionen der Denkenden oder Sprechenden stehen. Ein Problem entsteht vielmehr erst dann, wenn dieser Umstand in die wissenschaftliche Arbeit hineinragt. Wenn also Forschende ihrem eigenen sozialen Standpunkt entsprechende Interpretationen des Sozialen entwickeln und dieserart verzerrte Sichtweisen als universell gültig darstellen. Bezeichnend für die wissenschaftliche Arbeit ist dabei eine soziale Trennung zwischen Forschenden und den Untersuchungsobjekten. Die scholastische Weltsicht trennt die wissenschaftliche Tätigkeit von ihren Erkenntnisobjekten, indem sie diese als eine von ihr selbst unabhängige Realität entwirft. Dadurch produziert sie, so Bourdieu, eine Reihe von Fehlschlüssen. Zum Beispiel neigt sie dazu, Abstraktionen zu verdinglichen und sie als „*réalités autonomes*“ (Bourdieu [1972] 2000, 249) mit eigener Wirkmächtigkeit zu behandeln oder die soziale Welt wie aus einer Vogelperspektive als eine Art Schauspiel oder Mechanik zu entwerfen (vgl. ebd., 235; 2003, 38). Gerade dieser Art produzierter Fehlschlüsse zeigen für Bourdieu allerdings, dass sich die Praxis und die „*logique de la pratique*“ (Bourdieu 2003, 76) konstitutiv von ihrer theoretischen Erfassung unterscheiden. Theorie, wie sie als wissenschaftliche Tätigkeit betrieben wird, ist der Praxis kurz gesagt fremd: Praxis ist in dieser Perspektive das, „was *nicht* Theorie ist, das Andere der Sozialwissenschaft“ (Hirschauer 2016, 45, H.i.O.). Eine praxeologische Erkenntnis der sozialen Welt, das heißt eine wissenschaftliche Beschreibung, die

den Eigenheiten von Praxis gerecht werden möchte, kann die Praxis daher für Bourdieu nur in Abgrenzung zu einem scholastischen oder theoretizistischen Denken entwerfen. Sie muss, will sie analytische Fehlschlüsse vermeiden, kontinuierlich über sich selbst reflektieren, um in der wissenschaftlichen Arbeit immer wieder in Erinnerung zu rufen, dass bereits das Denken und Sprechen über die Praxis von dieser Praxis trennt (vgl. Bourdieu 2003, 79; Hirschauer 2016, 45; Schmidt 2016, 245).¹⁸

Diese Einsichten haben für den praxissoziologischen Umgang mit einer theoretischen Bestimmung der Praxis weitreichende Konsequenzen, wie Schmidt (2012, 36) weiter verdeutlicht:

„In dieser von Bourdieu entwickelten Orientierung bemühen sich praxistheoretische Perspektiven also nicht etwa ‚positiv‘ um die Beantwortung der (im Grunde ›scholastischen‹) Frage, was denn eine soziale Praktik ist und wodurch sie von anderen, aber verwandten Phänomenen [...] abgegrenzt werden kann. [...] Die praxistheoretische Perspektive versteht sich in ihren reflexiven Varianten vielmehr als ein kritisches, empirisch-analytisches Projekt, das an der Differenz zwischen wissenschaftlicher Objektrelation und den alltäglichen Praktiken ansetzt. Ein praxistheoretischer Zugang markiert in dieser Hinsicht [...] eine Methodologie der Praxeologisierung.“¹⁹

Eine Interpretation des Feldes praxissoziologischer Zugänge als primär theoretisch orientierte Ansätze wird in diesem Zugriff also zurückgewiesen. Ziel praxeologischer Arbeit ist demnach nicht, eine „allgemeine positive Theorie der Logik der Praxis zu formulieren“ (Schmidt 2011, 92). Die Identität der hier diskutierten Ansätze liegt in dieser Perspektive weder in einer besonderen *Praxistheorie* noch in spezifischen, empirischen Praxis*phänomenen*. Eine Soziologie der Praktiken wird hier vielmehr zwischen Theorie und Empirie situiert, als eine besondere Vermittlung bzw. „Verschränkung“

18 Im Anschluss an Bourdieu kann Theorie dann selbst „zum Objekt empirisch-praxeologischer Analysen“ (Schmidt 2011, 97), das heißt zu untersuchbarer „Praxis“ werden und damit Grundlage der wissenschaftlichen Reflexion (vgl. Nicolini 2012, 217; Schmidt 2016).

19 Für diese Wende der Praxeologie als Methodologie gibt es im Feld der rezipierten Ansätze einige Vorläufer: So machen sich über das „Wie“ des Vorgehens in Untersuchungen nicht nur Foucault ([1969] 2015) und Bourdieu (Bourdieu et al. [1968] 1973) umfassend Gedanken. Auch Giddens verhandelt theoretische Ansätze unter dem Stichwort der „Sociological Method“ (Giddens 1993). Daneben stellt ebenso Garfinkel (2006, 101) seine analytischen Begriffe als „instruments with which the investigator would „see“ the world“ heraus.

(Schmidt 2012, 31) beider in Untersuchungen. Praxissoziologie ist in diesem Verständnis sowohl ein theoretisches als auch empirisches Projekt. Sie wird als „Ausdruck eines Erkenntnisstils oder einer Haltung“ (Volbers 2011, 201) in Untersuchungen entworfen sowie als ein spezifisches „Forschungsprogramm für die materiale Analyse“ (Reckwitz 2003, 284) herausgestellt.

Praxeologische Zugänge lehnen vor diesem Hintergrund Theorie also nicht grundsätzlich ab, sie entwickeln allerdings ein besonderes Verständnis von ihr. Was hier anklingt ist, dass sich die praxissoziologischen Bemühungen nicht nur auf die Überwindung innertheoretischer Kategorien-Dichotomien beziehen, sondern auch die Vorstellung einer scharfen Trennung von Theorie und Empirie selbst noch infrage stellen (vgl. Schmidt 2012, 30). Praxissoziologie als Methodologie bedeutet bei Schmidt, beide Seiten in Untersuchungen wechselseitig miteinander in Verbindung zu bringen und als Grundlage für Untersuchungen zu nutzen: „Das heißt, es wird zugleich die Empiriegebundenheit von Theorie und die Theorieabhängigkeit jeder empirischen Beobachtung zum Ausgangspunkt gemacht“ (Schmidt 2012, 31). Theorie und Empirie werden damit in der Untersuchung auf einer gleichwertigen Ebene situiert. Sie leisten beide ihren Beitrag zu einer praxeologischen Erkenntnis sozialer Phänomene.

Der praxeologische Erkenntnisprozess setzt sich in dieser Vorstellung jedoch nicht einfach zwischen Empirie und Theorie, sondern macht sich ein Aufeinandertreffen beider zunutze: das heißt, er nutzt die Theorie für eine Befremdung der Alltagswahrnehmung eines Objekts, während die Empirie (und mit ihrer Hilfe erhobenen Eigenschaften eines Objekts) umgekehrt die Theorie- und Begriffsbildung orientiert und korrigiert. Die Erwartungen an Theorie lauten aus praxissoziologischer Perspektive dann: „Sie soll so gebaut sein, dass sie sich vom Empirischen fortlaufend verunsichern, irritieren und revidieren lässt“ (Schmidt 2012, 31). Theorie ist in diesem Verständnis eine Voraussetzung für Untersuchungen, kann jedoch selbst nicht die alleinige Quelle für eine Erkenntnis von Praxis sein. Wie Nicolini (2012, 217) herausstellt, ist die Theorie der Praxistheorie damit selbst eine „performative“ Praxis, die ihre Objekte als Wissensgegenstände zunächst hervorbringt und in dieser Rolle reflektiert werden sollte. Reckwitz (2016b, 164, H.i.O.) betont dazu:

„Es geht nicht um eine neues ‚Theoriesystem Praxistheorie‘ als Selbstzweck, um ein Konkurrenzunternehmen zu den Theoriearchitekturen à la Parsons oder Luhmann, sondern um Sozialtheorie, verstanden als eine die Empirie anregende Heuristik, ein begriffliches Netzwerk, das bestimmte

Phänomene und Zusammenhänge zuallererst *sichtbar* macht und ihre empirische Erforschung anregt.“

Dass das oben vorgestellte theoretische Vokabular praxistheoretischer Ansätze also eher lose und unabgeschlossen, vielleicht auch inkohärent wirkt, scheint aus dieser Perspektive weniger problematisch. Theorie bekommt hier den Auftrag zugewiesen, sich flexibel zu den empirischen Entdeckungen verhalten zu können und nicht in Gestalten starrer Systeme oder Modelle eine Erkenntnis sozialer Phänomene jenseits derer tatsächlichen Erforschung zu diktieren. Eine „konzeptuelle Offenheit des Vokabulars“ (Schäfer 2016a, 14) gilt vielmehr als Schlüssel, um auch unerwarteten Befunden Raum zu geben und die „Entdeckung unterschiedlicher Partizipanden sozialer Prozesse“ (Hirschauer 2004, 88) zu ermöglichen.

Die oben vorgestellten theoretischen Begriffe und Ideen können aus diesem Blickwinkel als Instrumente der Untersuchung betrachtet werden; als Teil der angewendeten (theoretischen) *Methoden* eines praxissoziologischen Forschungszugangs. Die theoretische Arbeit wird damit direkt eingebunden in Fragen nach „Verfahren der Praxeologisierung“ (Schmidt 2012, 51, H.i.O.), das heißt dem Ablauf und Vorgehen von Forschungsprozessen, ihren Strategien, Werkzeugen und Erhebungsinstrumenten. Diese Verfahren werden in den hier untersuchten Ansätzen in zwei Richtungen ausgelegt. Sie beschreiben zunächst eine durchaus heterogene und dynamische Sammlung von Anregungen und Vorgehensweisen, wie etwa Gherardi (2019, 201) herausstellt: „methodology can be conceived as bricolage, as experimentation, and as transformative“. Damit sind diejenigen „tricks“ (ebd.) gemeint, die sich in praxisorientierten Untersuchungen als erkenntnisleitend bewährt haben und deswegen weiter praktiziert werden. Die praxeologisierenden Verfahren sind jedoch darüber hinaus auch das, was das „package of theories and methods“ (Nicolini 2012, 216) zusammenhält:

„The idea of a package of theory and methods emphasizes that, for studying practices, one needs to employ an internally coherent approach where ontological assumptions (the basic assumption about how the world is) and methodological choices (how to study things so that a particular ontology materializes) work together.“ (Ebd., 217)

Praxissoziologische Zugänge, die sich auf Seiten einer Methodologie positionieren, schlagen damit also vor, die Frage nach sozialer Ordnung nicht über eine rein theoretische Betrachtung zu verfolgen. Ihr Projekt ist die Entwick-

lung einer empirisch-theoretischen Herangehensweise sowie „Strategie der Sichtbarmachung von sozialen Ordnungen“ (Klein/Göbel 2017, 25).

Bezeichnend ist in diesem Zusammenhang, dass praxissoziologische Zugänge auch Kritiken oder Problemen ihrer Kategorien oder Grundannahmen nicht allein auf der theoretischen Ebene begegnen und zu lösen versuchen. Dies betrifft etwa den Umgang mit den problematisierten Struktur/Handlung- oder Mikro/Makro-Gegenüberstellungen. Ein Beispiel für einen praxissoziologischen Umgang mit diesen theoretischen Dichotomien liefern Alkemeyer/Buschmann (2016, 117, H.i.O.), die eine „*Methode systematischer Perspektivwechsel*“ vorschlagen. Diese stützt sich auf die Beobachtung, dass in praxistheoretischen Diskursen zwei Perspektiven auf das Soziale fortwirken, die sich den beiden Polen Struktur und Handlung zuordnen lassen. Das ist auf der einen Seite eine Art Blick von oben als „*Theaterperspektive*“, in der Praktiken als „strukturierte Einheiten aufgefasst“ werden und auf der anderen Seite eine „*Teilnehmersicht*“ (ebd., 125, H.i.O.), in der die Praxis aus dem Geschehen heraus in den Blick genommen wird. Beides, so wenden die Autoren gegenüber der Koexistenz dieser Perspektiven ein, kann jedoch „nicht gleichzeitig und in gleicher Weise“ (ebd., 116) beobachtet werden. Sollen jedoch beide Perspektiven und ihre jeweiligen Potenziale für die Untersuchung von empirischen Phänomenen weiter zum Einsatz kommen, so lautet der Auftrag, beide sinnvoll miteinander in Verbindung zu bringen; ein Vorhaben, das hier auf Ebene der Methodologie und Herangehensweise ausformuliert wird:

„Praxeologisierung in diesem Sinne würde bedeuten, über die systematisch-methodische Verschränkung von Theater- und Teilnehmerperspektiven empirisch sichtbar zu machen, wie soziale Ordnungen von ihren Teilnehmern fortlaufend erzeugt und aufrechterhalten werden und wie die Teilnehmer im selben Prozess Befähigungen des (praktischen) Erkennens, Deutens und Beurteilens sowie eine Bedeutung oder Identität erlangen, die ihnen verschiedene Formen und Modi der (engagierten) Teilnahme ermöglichen“ (ebd., 129).

Ein anderer, gegensätzlich angelegter Vorschlag eines Umgangs mit den Mikro-/Makro oder Struktur/Handlung-Ideen auf Ebene der Methodologie liefert Latour (2010) mit seinem Denken in Akteur-Netzwerken. Für Latour handelt es sich bei diesen Ideen um theoretische Abstraktionen, deren Nützlichkeit er in Frage stellt. Tatsächlich lautet sein Einwand, dass sich das Denken in den genannten Dichotomien einer Erkenntnis von Praxis und den eigentlichen praktischen Verknüpfungsleistungen an vielen Stellen

in den Weg stellt. Seine Vorschläge drehen sich daher um die Frage, wie beispielsweise ein Mikro-/Makro-Denken in Beschreibungen verhindert werden kann. Das „Soziale flach halten“ (ebd., 286) lautet dabei einer der Ratschläge, denn: „Nur so lässt sich verfolgen, wie Dimensionen erzeugt und aufrechterhalten werden“ (ebd., 297). Die Idee ist, dass wenn Forschende in ihren Untersuchungen damit beschäftigt sind, die untersuchten Phänomene als etwa „Struktur“ oder „Interaktion“ mit eigenen „Rahmen“, „Kontexten“, „Maßstäben“ oder „Hierarchien“ zu konstruieren, sie solcherart Aktivitäten auf Seiten ihrer untersuchten Objekte nicht mehr in den Blick bekommen. Dabei, so lautet der Einwand Latours, sind die untersuchten Subjekte mit solchen (ein-)ordnenden Tätigkeiten permanent selbst beschäftigt und fordert, dass „gerade diese Rahmungsaktivität, dieses Kontextualisieren in den Vordergrund gerückt werden sollte“ (ebd., 320f).

Eine solche Position steht ethnomethodologisch orientierten Herangehensweisen, trotz Differenzen in theoretischen Grundannahmen, durchaus nahe.²⁰ Denn innerhalb einer ethnomethodologischen Forschungsorientierung wird sich die Frage gestellt, wie die praktische Ordnungsarbeit und ihre produzierten Objekte als solche in Untersuchungen sichtbar gemacht werden können. Der Fokus auf Situationen ist vor diesem Hintergrund hier ebenfalls als ein „methodologische[r] Situationalismus“ zu verstehen; als eine „Entscheidung, soziale Situationen als kleinste Untersuchungseinheiten zu wählen“ (Meyer 2015, 98). Soziale Phänomene gelten in dieser Herangehensweise nicht als a priori gegebene „soziale Tatsachen“ (Rawls 2020, 16), deren Untersuchung sich auf vermeintlich evidente Objekteigenschaften stützen könnte. Angestrebt wird eine Veränderung der Untersuchungseinstellung, aus der heraus die Objekte als hervorgebrachte Objekte überhaupt sichtbar werden:

„Mit der Anerkennung des kooperativ hergestellten Charakters von Ordnung und Bedeutung werden die erkenntnistheoretischen Parameter so verändert, dass es zunächst keinerlei Individuen oder erkenntnistheoretische Gegenstände gibt. Sie müssen, um existieren zu können, kooperativ hervorgebracht werden.“ (Ebd., 10)

Praxissoziologische Zugänge zeichnen sich vor diesem Hintergrund durch ihre „antiessentialistische Herangehensweise an die Praxis“ (Hillebrandt 2014, 30) aus. Sie vermeiden verdinglichende Konzepte in Untersuchungen, die sowohl

20 Latour (2010, 292) grenzt sich selbst von ethnomethodologischen Zugängen ab, denn „Interaktion“ ist in seiner Lesart selbst eine „Abstraktion“.

die Konstruktionsleistungen der untersuchten Beteiligten sowie diejenigen der Forschenden ausblenden. „Staat“, „Gesellschaft“ oder „Individuum“ sind aus diesem Grund Begriffe, die in praxissoziologischen Untersuchungen als beschreibende Konzepte abgelehnt werden. Dabei kann selbst noch die Rede von „der“ Praxis als Hypostasierung problematisch werden, insofern sie diese als real existierenden Untersuchungsgegenstand unhinterfragt voraussetzt, ohne die zu ihrer Erkenntnis beitragenden Konstruktionsleistungen zu beachten (vgl. Alkemeyer et al. 2015, 10). Entgegen der vielleicht intuitiv naheliegenden Annahme kann es in dieser Perspektive keine Theorie „der“ Praxis geben, sondern nur eine Untersuchung, die ausgehend von der als Forschungskonstrukt verstandenen „Praxis“ denkt (vgl. Bourdieu 2000, 230).

3.5 Methoden praxissoziologischer Zugänge

Aus dieser methodologischen Wendung des Praxisbegriffs und seinen zugehörigen theoretischen Ideen folgt, dass sich praxissoziologische Zugänge nicht ohne die Frage nach ihren empirischen Feldern sowie der Datenerhebung denken lassen. Die Empirie wird in den hier vorgestellten Ansätzen als Gegenspielerin zur Theorie betrachtet und als unverzichtbare Voraussetzung für einen praxeologischen Erkenntnisprozess betrachtet. Es ist daher kein Zufall, dass die Weiterentwicklung praxistheoretischer Ideen zunehmend auch in Form von Methodendiskussionen geführt wird (vgl. Schäfer et al. 2015, Jonas et al. 2017, Gherardi 2019). Dabei finden die Debatten um die Methoden praxissoziologischer Zugänge vor dem Hintergrund der oben skizzierten theoretischen Grundannahmen und daraus abgeleiteten Ansprüchen statt.²¹ Darüber hinaus gilt es die oben skizzierte Empirie-Theorie-Verschränkung in Forschungsvorhaben umzusetzen. Nicht jede Form sozialwissenschaftlicher Methoden scheint jedoch für praxeologische Untersuchungen geeignet und einige Forschende teilen die Ansicht, dass etablierte Methoden weiterentwickelt und neu justiert werden müssen (vgl. Nicolini 2012, 217; Schäfer et al. 2015, 8).

An die empirischen Herangehensweisen werden in praxeologischen Untersuchungen ähnliche Ansprüche wie an die Theorie gestellt: Offenheit bei ihrer Nutzung, eine gewünschte „Methodenvielfalt“ (Alkemeyer/Buschmann 2016,

21 Lengersdorf (2015, 177, H.i.O.) verdeutlicht, dass sich diese Ansprüche in vielen kleinen Perspektivenverschiebungen ausdrücken: „Akteure sind zu dezentrieren, Artefakte und Techniken ernster und sprachlich-verfügbares Wissen weniger ernst zu nehmen, Einverleibung und Körperperformanzen zu beobachten, die Gesellschaft als nationalstaatlich verengtes und essentialistisches Denkinstrument abzulehnen“.

127) sowie ein kritischer Umgang mit den eingesetzten Methoden und ihren Effekten in Untersuchungen (vgl. ebd.; Spaargaren et al. 2016b, 17). Praxeologische Ansätze plädieren gegen „jeglichen Methodenzwang“ (Schäfer/Daniel 2015, 42) und für einen flexiblen Einsatz methodischer Werkzeuge im Laufe der Untersuchung. Auch hier geht es darum, wie oben in Bezug auf die Theorie, den Forschungsprozess nicht a priori festzulegen, sondern die Weichen zu stellen für die geforderte wechselseitige Verschränkung von Erkenntnissen aus den empirischen Daten und den theoretischen Annahmen. Wenn sich die Praxis nicht durch vorab festgelegte theoretische Annahmen erschließen lässt, so die Idee, dann gelingt ein Zugang zu ihr ebenso wenig durch methodische Zugänge, die nicht am Gegenstand entwickelt wurden (vgl. ebd.). Die Fokussierung auf den Gegenstand sowie die Frage nach seiner angemessenen theoretischen und methodischen Erfassung verdeutlicht, dass praxissoziologische Herangehensweisen ihre Ergebnisse nicht am Ende, sondern im Verlauf von Untersuchungen situieren. Praxeologische Untersuchungen sind in diesem Verständnis dynamische Abläufe der Produktion theoretisch-empirisch geleiteter Erkenntnisse.

Die geforderte Offenheit, Prozesshaftigkeit und Empirieorientiertheit des methodischen Zugangs führt dazu, dass sich praxissoziologische Ansätze, trotz geforderter Methodenvielfalt, in erster Linie im qualitativen Spektrum des methodischen Angebots bewegen (vgl. Spaargaren et al. 2016b, 17; Gherardi 2019, 201). Denn innerhalb des Angebots soziologischer Untersuchungsverfahren wird die qualitative Forschung mit der Idee einer gegenseitigen Durchdringung von Theorie und Empirie im Forschungsprozess identifiziert (vgl. Kalthoff 2015, 10). Tatsächlich sind die bishierhinskizzierten Grundannahmen an dieses methodische Angebot unmittelbar anschlussfähig. In Bezug auf qualitative Verfahren lässt sich dazu etwa mit Przyborski/Wohlrab-Sahr (2014, 34) sagen: „[Die] zentrale Gemeinsamkeit qualitativer Ansätze besteht darin, dass diese in der Forschungspraxis entwickelt werden“. Qualitative Forschungsdesigns sind auf offene Untersuchungsprozesse eingestellt und nehmen erst nach und nach Gestalt an. Sie entwickeln damit ebenjene Sensibilität für die Untersuchungsgegenstände, die von den praxeologischen Zugängen angestrebt wird. Das liegt unter anderem daran, dass sie nicht als Labor- sondern „Feldforschung“ (ebd., 39) konzipiert werden. Das heißt, sie werden von Beginn ihres Einsatzes feldspezifischen Eigenheiten ausgesetzt und auf sie zugeschnitten. Dabei kann, das betonen Przyborski/Wohlrab-Sahr (vgl. ebd., 40f), das genaue Abstecken der Grenzen und Eigenheiten des Feldes die Dauer der Untersuchung begleiten, denn weder stehen die Felder still, noch sind ihre Verzweigungen und Beziehungen vor Forschungsbeginn vollständig bestimmbar.

Auffällig ist, dass die jüngeren praxissoziologischen Diskurse die besondere Anschlussfähigkeit von qualitativen Methoden an Praxistheorien nicht nur herausstellen, sondern dem Feld qualitativer Sozialforschung auch überwiegend die Explikation einer Durchführung theoretisch-empirisch geleiteter Vorgehensweisen zu überlassen scheinen. Zumindest lässt sich anhand der Literatur zur qualitativen Sozialforschung ein genaueres Bild darüber gewinnen, wie die geforderte Umsetzung einer Verschränkung von Empirie und Theorie in der Untersuchung aussieht und gelingen kann; wie also „Daten als Dialogpartner“ (Strübing et al. 2018, 88) eingesetzt werden können. Die qualitative Methodendiskussion nimmt Fragen nach einer „Passung der Methode auf den zu untersuchenden Gegenstand“ (ebd., 86) auf oder formuliert Orientierungen, wie die einer „Vorfahrtsregel, Empirie vor Methode“ (ebd., 87). Die qualitative Sozialforschung liefert darüber hinaus Modelle, in der die Integration von Theorie und Empirie in der Untersuchung diskutiert und veranschaulicht werden. So lässt sich etwa mit Strübing et al. (ebd., 85, H.i.O.) präzisieren, dass der angestrebte Untersuchungsablauf, nicht nur durch Dynamiken gekennzeichnet ist, sondern durch eine „iterativ-zyklische Prozesslogik“. Der Untersuchungsablauf erfolgt in dieser Vorstellung nicht in einer linearen Form, in der sich von der Fragestellung über das Objekt zum Ergebnis der Untersuchung bewegt wird:

„Jeder Versuch, die Linearität standardisierter Prozessmodelle in einer qualitativ-interpretativen Forschungspraxis zu realisieren, muss aus zwei Gründen scheitern: weil Datengewinnung, -analyse und Theoriebildung fortwährend aufeinander verweisende und verwiesene Prozesse sind; und weil die *Empirizität*, die *Methodizität* und die *Theorizität* qualitativer Forschung sich nur in Prozessen wechselseitiger Durchdringung dieser Prozesse entfalten können.“ (Ebd., H.i.O.)

Die forschungspraktischen Konsequenzen der von den Praxissoziologien entworfenen Methodologien liegen damit in einer bestimmten Gleichzeitigkeit und Rekursivität von Forschungsverfahren und ihren zu leistenden Schritten. Aus dieser Perspektive tritt der Forschungsprozess als iterativ und zyklisch hervor, weil sich Fragen nach der Methode und dem Verhältnis von Empirie und Theorie nicht etwa nur einmalig zu Beginn der Untersuchung oder in deren Vorfeld stellen. Stattdessen, so formulieren es Strübing et al. (ebd., 86f, H.i.O.), gehört eine „ständige[] Reformulierung und Fokussierung der *Fragestellungen*“, die „Bereitschaft zur beständigen rekursiven Selbstkorrektur“ sowie eine flexible „Adaption von Tools“ zum Untersuchungsprozess.

Trotz oder gerade aufgrund der geforderten Flexibilität methodischer Designs stehen die praxeologischen Diskurse jedoch nicht allen Formen qualitativer Verfahren der Datenerhebung und Auswertung gleichermaßen offen gegenüber. In den letzten Jahren scheint sich zunehmend ein Konsens zu bilden, dass ethnografische Vorgehensweisen als eine Art „Hausmethode“ (Schäfer/Daniel 2015, 40) praxissoziologischer Arbeit gelten können.²² Ethnografische Zugänge, so heißt es etwa bei Schmidt (2012, 225), „sind ein methodischer Schlüssel, um jene körperlich-praktischen, alltäglichen und allgegenwärtigen Prozesse der Strukturvermittlung empirisch und analytisch aufzuschließen“. Die besondere Kompatibilität von Ethnografie und Praxistheorie sowie ihre Verbindung in Untersuchungen wird dabei mitunter im Begriff der „Praxeographie“ (*praxeography*) ausgedrückt (Mol 2002, 23; Schmidt 2011; Gherardi 2019, 202). Es lohnt sich daher, noch einen genaueren Blick auf die besondere Anschlussfähigkeit ethnografischer Verfahren an praxistheoretische Zugänge zu werfen, um einen tieferen Einblick in die Umsetzung einer praxeologischen Methodologie zu erlangen.

Die Kompatibilität von Praxistheorie und Ethnografie zeigt sich auf Ebene der Theorie in ähnlichen Perspektiven und Kategorien, mit denen die untersuchten Objekte entworfen werden. Die oben skizzierten praxistheoretischen Grundannahmen lassen sich insgesamt als eine Art „Metatheorie“ (Przyborski/Wohlrab-Sahr 2014, 29) lesen, auf die die ethnografischen Verfahren zu antworten scheinen. Das heißt, die ethnografischen Verfahren stützen sich auf ein den Praxistheorien entsprechendes Set an Grundannahmen, wenn sie sich für „social practices“ (Gobo/Molle 2017, 164) oder „soziale Praxis im Vollzug“ (Breidenstein et al. 2015, 41) interessieren. Das praxistheoretische Vokabular kann dementsprechend für eine anfängliche Orientierung im Untersuchungsprozess in Form „sensibilisierende[r] Konzepte“²³ (Dellwing/Prus 2012, 70) eingesetzt werden. So zum Beispiel bei der Datenerhebung, für die ethnografische Verfahren die Beobachtung und Teilnahme an den zu untersuchenden Praktiken als Vorgehen präferieren. Durch eine Platzierung der

22 Damit treffen sich um die letzte Jahrhundertwende zwei Trends der sozialwissenschaftlichen Forschung in den hier aufgegriffenen Diskursen: Die Wende zur Praxis paart sich mit einer zunehmenden Bedeutung von beobachtenden Verfahren in Untersuchungen (vgl. Scheffer 2002, 351).

23 Der Begriff wird von Dellwing/Prus im Anschluss an Herbert Blumer und Arbeiten von Kathy Charmaz verwendet. Die Autoren schreiben, dass die „sensibilisierenden Konzepte“ dazu dienen, „die eigenen, aus der Wissenschaft und den Vorannahmen zum Feld entlehnten Konzeptionalisierungen zu bezeichnen, die ans Feld herangetragen werden und zu Beginn den Blick lenken“ (Dellwing/Prus 2012, 71, H.i.O.).

Forschenden in das Praxisgeschehen wiederholen ethnografische Zugänge damit zwei relevante praxistheoretische Überlegungen und zwar in Bezug auf die Situativität von Praxis sowie ihre Herstellung durch die Beteiligten. Dies lässt sich etwa mit Breidenstein et al. (2015, 41, H.i.O.) verdeutlichen:

„Grundsätzlich wird Gleichörtlichkeit des Beobachters mit dem Geschehen also durch zwei Annahmen nahe gelegt: durch die Annahme, dass Sozialität wesentlich *in Situationen* stattfindet, und durch die Annahme, dass *Situationsteilnehmer* einen privilegierten Zugang zu den sozialen Relevanzen einer Situation haben, der auch das Erlernen von sozialen Kompetenzen über kulturelle Grenzen hinweg ermöglicht.“

Die Situierung von Forschenden in der Praxis bietet Beobachtungsstandpunkte, die den theoretischen Anforderungen der hier untersuchten Ansätze gerecht zu werden scheinen: Die situativen Ordnungsleistungen Beteiligter lassen sich aus dieser Perspektive beobachten, nachempfinden und sogar aneignen.

Den Forschenden wird dadurch eine besondere Rolle im Erkenntnisprozess zugeschrieben, denn von Interesse ist nicht nur die Untersuchung anderer Beteiligter. Vielmehr nehmen Forschende auch sich selbst und ihre Erfahrungen in den Blick, wie etwa Gherardi (2019, 215f) herausstellt: „[T]he researcher is considered part of the practices s/he is studying and the researcher's practices in doing fieldwork are taken into consideration in the same way as the practices under study.“ Ethnografisches Beobachten ist in dieser Interpretation immer auch „Reflexion und Selbstbeobachtung“ (Lengersdorf 2015, 186) der Forschenden, die beispielsweise ihre eigene Sozialisation in das Untersuchungsfeld mit Blick auf die zu lernenden oder verinnerlichenden Kompetenzen und Wissenspraktiken als Daten verfügbar machen. In dieser persönlichen Beobachtungserfahrung und Selbstreflexion findet in der Ethnografie die Datenerhebung statt: „In writing about one's experiences and observations deriving from intense and involved participation, the ethnographer creates *descriptive* fieldnotes“ (Emerson et al. 2011, 5, H.i.O.). Auf diese Weise geraten auch eigene körperliche Erfahrungen, Emotionen und Eindrücke in den Fokus der Datenerhebung und werden so zugänglich für eine Untersuchung gemacht.

Darüber hinaus bietet sich die Datenerhebung durch Beobachtung an, um materielle Formen von Praxis in den Blick zu nehmen. Ethnografie ist für praxissoziologische Herangehensweisen aus dieser Perspektive eine „*ethnography of objects*“ (Gherardi 2019, 211). Sie widmet sich den Gegenständen des Alltags in Form von beispielsweise Technik, Raumgestaltung, Architektur, Werkzeugen oder Maschinen (vgl. Breidenstein et al. 2015, 36). Damit macht

sie Materialität als eine von den Praxistheorien eingenommene Analyse-
stellung zugänglich. Die Verbindung von praxistheoretischer Fokussierung
auf Materialität und Körperlichkeit in ethnografischer Beobachtung kann
dann in konkreten Vorschlägen und Orientierungen für das Vorgehen in
Untersuchungen münden:

„At a certain point during ethnographic fieldwork, we propose to *avoid focussing [...] on humans and to look explicitly at something else than the human actors*, although one is in the same space together with them. While refraining from the participants and consciously resigning to understand them in their actions, we have to let the space affect us in a sense of atmospheric appearing. We try to *trace how the surrounding materiality of space encounters us – to perceive and sense what we hear, smell, see and feel, to respond to the atmosphere of the space we are in, to the interaction between our body and its material surroundings.*“ (Reh/Temel 2014, 174, H.i.O.)

Die Kompatibilität von Praxistheorie und Ethnografie ist jedoch nicht nur
in Bezug auf einige Grundannahmen und Fokussierungen (etwa auf Körper
und Dinge) gegeben, sondern auch in methodologischer Hinsicht. Ethnogra-
fische Verfahren orientieren sich an den oben beschriebenen Strategien des
qualitativen Paradigmas. Sie schreiben der Empirie eine prominente Rolle
im Forschungsprozess zu und verbinden mit ihr die Aufgabe einer flexiblen
Anpassung an die Untersuchungsgegenstände:

„Die Ethnografie bringt eine der Maximen in besonderer Weise zur
Geltung, die die qualitative Sozialforschung insgesamt kennzeichnet: die
Offenheit des Forschungsprozesses. Ethnografen begeben sich in einen un-
mittelbaren, persönlichen Kontakt zu sozialem Geschehen. Sie betreiben
empirische Forschung in einem starken Sinne, nämlich erfahrungsbasierte
Forschung.“ (Breidenstein et al. 2015, 37, H.i.O.)

Ethnografien betrachten ihren methodischen Zugriff als einen Prozess, der
sich an ihren Untersuchungsfeldern ausrichtet. Die Ausbuchstabierung eth-
nografischer Verfahren in der Untersuchung kann dabei durchaus offensiv
pragmatischen Gesichtspunkten folgen, wenn im Rahmen eines „feldspezi-
fischen Opportunismus“ (ebd., 34) die Untersuchung an die Gegebenhei-
ten im Feld angepasst wird. Dadurch entsprechen ethnografische Zugänge
der eingenommenen Forschungshaltung praxistheoretischer Ansätze, wenn
sie Methoden nicht als fixes „Regelwerk“ (ebd.) verstehen, sondern ihr
„emergent design“ (Campbell/Lassiter 2015, 32) betonen. Hierzu zählen
unterschiedliche Erhebungstechniken und Datentypen (Feldnotizen, Fotos,

Videoaufnahmen, Tonmitschnitte usw.), die sich in der Untersuchung gegenseitigen ergänzen. Darüber hinaus gehören die reflexive Befragung der „activité“ (Laplantine 2012, 116) des Ethnografierens und der Involvierung der Forschenden in das Untersuchungsfeld zur ethnografischen Arbeit.

Hinzu kommt, dass aus den praxissoziologischen Diskursen heraus die Ethnografie nicht nur aufgrund ihrer „große[n] Variabilität“ hervorgehoben wird, sondern auch wegen ihrer „zirkulär angelegte[n] Vorgehensweise“ (Schäfer/Daniel 2015, 41). Ethnografie kann aus Sicht von Gobo/Molle (vgl. 2017, 34) nicht nur als Methode, sondern gar selbst als Methodologie betrachtet werden, wenn sie einen Forschungsprozess orientiert. Die zirkuläre Anlage der Untersuchung betrifft dabei ebenjene oben formulierte Idee einer Verschränkung von Empirie und Theorie in der Forschung, die sich auch in ethnografischen Vorgehensweisen wiederfindet. Ethnografische Zugänge zeichnen sich durch eine „anfängliche Nicht-Festgelegtheit und Offenheit“ (Breidenstein et al. 2015, 47) ihrer Fragestellung aus sowie die Herausforderung, die Forschungsfrage ständig in Bezug auf das Feld und erhobene Material anzupassen und zu reformulieren (ebd., 46). Gobo/Molle (2017, 90) sprechen in diesem Zusammenhang von einer „reflexive and spiraling nature of ethnographic research“, um die kreisförmige Bewegung zu beschreiben, in der sich der Untersuchungsprozess um den thematischen Zuschnitt und Forschungszugang, das Sammeln und Organisieren von Daten sowie die Analyse und das Schreiben dreht (vgl. ebd., 91).

Die Flexibilität und Gegenstandsorientierung in der Analyse zeigt sich in der Ethnografie weiter, wenn Auswertungsverfahren und der Umgang mit den erhobenen Daten (z.B. in Form von Beobachtungsprotokollen) diskutiert werden. Viele ethnografische Zugänge schließen hier an Verfahren der Grounded Theory an und stellen ein offenes Kodieren von Daten heraus (vgl. Emerson et al. 2011, 172ff; Breidenstein et al. 2015, 124ff; Gobo/Molle 2017, 209f; Thomas 2019, 131f).²⁴ Dazu werden, wie Emerson et al. (2011, 175) vorschlagen, Begriffe in Form von Kodes entlang der Daten aus der Feldforschung generiert:

„Coding fieldnotes in this way differs fundamentally from coding in quantitative research. In quantitative coding, the researcher proceeds deductively

24 Die mit den Namen Glaser/Strauss ([1967] 2005) verbundenen Techniken der Datenanalyse und Theoriebildung der „Grounded Theory“ steht den praxissoziologischen Vorstellungen nicht linearer Untersuchungsabläufe äußerst nahe. So heißt es beispielsweise bei Strübing (2014, 11, H.i.O.), die Grounded Theory betone „die zeitliche Parallelität und wechselseitige funktionale Abhängigkeit der Prozesse von Datenerhebung, -analyse und Theoriebildung“.

by constructing questionnaires with categories derived from theory. He fits people's responses to the questionnaire into the already established categories in order to determine the frequencies of events within those categories. By contrast, qualitative coding does not start from preestablished or fixed analytic categories but, rather, proceeds inductively by creating analytic categories that reflect the significance of events and experiences to those in the setting. Qualitative coding is a way of opening up avenues of inquiry: The researcher identifies and develops concepts and analytic insights through close examination of, and reflection on, fieldnote data.“

Auch mit dieser Herangehensweise scheinen die ethnografischen Techniken dem praxissoziologischen Anspruch einer starken Empirie in der Untersuchung gerecht zu werden. Ihre Themen und Inhalte, die aus der Analyse hervorgehen, werden hier vom Datenmaterial orientiert und nicht vorab durch theoretische Überlegungen festgelegt. Analytische Ideen werden im Forschungsprozess erarbeitet und durch eine fortlaufende Prüfung in der weiteren Auseinandersetzung mit den Daten entwickelt (vgl. ebd., 185ff).

Trotz ihrer prominenten Rolle hat die Ethnografie als Methode in der Praxissoziologie jedoch auch Kritik auf sich gezogen. Der oben bereits formulierte Vorwurf, Praxissoziologie würde primär den Mikrophänomenen Raum geben und sei schlecht geeignet für die Untersuchung von „wider processes of social change“ (Spaargaren et al. 2016b, 19) richtet sich implizit auch immer an die ethnografischen Verfahren und ihre Fokussierung auf die situative Hervorbringung von Praxis. Die Weiterentwicklung praxisorientierter Methoden wird daher in den praxissoziologischen Diskursen und Zugängen als eine Aufgabe formuliert und verfolgt (vgl. Lamers et al. 2016, 230; Spaargaren et al. 2016b, 19; Littig/Leitner 2017). Gegenüber anderen Vorwürfen, wie etwa der Kritik, praxeografische Ansätze seien „*simply descriptive*“ (Gherardi 2019, 203, H.i.O.), werden die Herangehensweisen jedoch auch verteidigt. So betont Gherardi (vgl. ebd., 203f) etwa die Vorteile der beschreibenden Verfahren gegenüber erklärenden oder vorhersagenden Ansätzen, wenn es darum geht, einen Zugang zu praktischen Wissensformen zu legen. Ethnografie wird in diesen Kontexten auf Seiten interpretativer Zugänge situiert (vgl. Laplantine 2012, 104). Sie bietet als Forschungsmethode der Datenerhebung und Auswertung ein gutes Beispiel dafür, wie praxeologische Zugänge sowohl von theoretischen wie auch empirischen Kriterien abhängen.

Zwischenfazit

Die vorliegende Arbeit verfolgt das Ziel, territoriale Grenzen als Praxis zu untersuchen. Die erste Aufgabe lautete dazu: Was kann unter „Praxis“ verstanden werden und mit Hilfe welcher Forschungsorientierungen lassen sich territoriale Grenzen überhaupt als solche untersuchen? In Kapitel 2 wurde diese Frage innerhalb des wissenschaftlichen Feldes der Grenzforschung verfolgt und dort nach Anschlüssen gesucht. Es ließ sich zeigen, dass es innerhalb der Grenzforschung bereits praxisorientierte Untersuchungen gibt und somit auch eine Reihe an Vorschlägen und Ideen vorliegen, Grenzen als Praktiken zu denken. Konkret ließen sich drei Tendenzen herausarbeiten: Der Praxisbegriff wird in der praxisorientierten Grenzforschung erstens dafür genutzt, territoriale Grenzen als dynamische und prozesshafte Phänomene zu beschreiben. Zweitens wird der Begriff flexibel mit Blick auf bestimmte Aspekte (körperlich, materiell, zeitlich, etc.) von territorialen Grenzen verwendet, woraus sich ein mehrdimensionales Verständnis ableiten ließ. Drittens wurden mit dem Praxisbegriff bestimmte methodologische Herausforderungen in Verbindung gebracht, wie etwa eine Dezentrierung der Grenze sowie eine Stärkung des empirischen Zugangs zu den untersuchten Phänomenen in Untersuchungen.

In Bezug auf die Praxisorientierung in der Grenzforschung wurde oben herausgearbeitet, dass diese noch unzureichend entwickelt ist (Kapitel 2.3). Im vorliegenden Kapitel wurde die Frage verfolgt, wie sich die in der Grenzforschung identifizierten Praxisorientierungen mithilfe soziologischer Praxistheorien erweitern und ausformulieren lassen. Es wurde gezeigt, dass soziologische Praxistheorien tatsächlich ein umfassendes Angebot machen, wie sich soziale Phänomene als Praxis fassen und untersuchen lassen. Der Begriff der Praxis findet dabei, wie im Feld der Grenzforschung, auch in der praxissoziologischen Literatur unterschiedliche Verwendungen. Charakteristisch für praxissoziologische Ansätze ist jedoch, dass sie den Praxisbegriff in den Mittelpunkt des analytischen Interesses stellen und theoretische Grundannahmen um ihn organisieren. Mit ihren Grundannahmen können die oben in Bezug auf die Grenzforschung aufgeworfenen Fragen nach einer Prozesshaftigkeit und Multidimensionalität von Grenzen sowie den damit verbundenen forschungspraktischen Herausforderungen aufgegriffen und erweitert werden:

Erstens bieten Praxistheorien ein vertieftes Verständnis davon, was unter einer Prozesshaftigkeit sozialer Phänomene verstanden werden kann. „Relationalität“, „Wiederholung“ und „Situativität“ sind hier die Stichwörter für das Denken sozialer Dynamiken. Praxistheoretische Ansätze entwerfen die Praxis als Phänomene, die durch praktische Verknüpfungsleistungen *in situ*

gebildet und als Prozesse beschreibbar werden. Praktiken sind kontingente und offene Leistungen, die die soziale Welt hervorbringen. Sie werden von Beteiligten organisiert, wodurch sie soziale Ordnungen sinnstiftend produzieren und reproduzieren.

Zweitens lässt sich mit Praxissoziologien auch eine Multidimensionalität von Praxis aufgreifen. Praxistheoretische Ansätze arbeiten hier mit analytischen Fokussierungen, um soziale Phänomene als Praktiken beschreibbar zu machen. Sie sprechen dazu von „Elementen“, „Aspekten“, „Dimensionen“ oder „Paradigmen“. „Praxis“ kombiniert in den hier vorgestellten Ansätzen räumliche, zeitliche, körperliche oder materielle Elemente und setzt diese miteinander in Beziehung. Mit Blick auf Materialität fragen praxissoziologische Zugänge beispielsweise nach der besonderen Beteiligung von Dingen in sozialen Phänomenen. Die Betrachtung von Körperlichkeit rückt Fragen nach Sozialisation und praktischem Wissen in den Vordergrund. Eine praxeologische Analyseinstellung interessiert sich für die verschiedenen Aspekte praktischer Hervorbringungen und verfolgt deren spezifische Ausprägungen in unterschiedlichen Settings. Wie Elemente oder Aspekte der Praxis miteinander zusammenhängen, ist dabei gleichermaßen eine theoretische wie auch empirische Frage.

Dies führt drittens zu den methodologischen Herausforderungen praxeologischer Verfahren. Insgesamt verstehen sich die oben genannten Vorschläge der Theoretisierung im Paradigma des Practice Turns als offene und un abgeschlossene Heuristiken. In den praxistheoretischen Diskursen wird eine Schließung im Sinne eines theoretischen Systems nicht angestrebt. Stattdessen werden die theoretischen Vorschläge der Praxistheorie nur als ein Teil einer umfassenderen Methodologie verstanden. Praxistheorie als Methodologie bezieht sich auf die Idee einer sowohl empirisch wie auch theoretisch geleiteten Untersuchung von Praxis. Ihre Erforschung wird als zirkulär angelegter Erkenntnisprozess konzeptualisiert, in der Empirie und Theorie wechselseitig aufeinander bezogen werden. Damit stehen praxistheoretische Zugänge qualitativen Forschungsmethoden, insbesondere ethnografische Verfahren, nahe.

